Generalfeldm...
Prinz Leopold von Bayern

Eugen Wolbe



Generalfeldmarschall
Prinz Leopold von Bayern



Phot. Aufnahme Rud. Lichtenberg, Osnabrück. Sinsel & Co., G. m. b. H., Leipzig-Oetzsch.

Leopold
Prinz v. Bayern
Generalfeldmarschall

Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern

Ein Lebensbild

von

Professor Dr. Eugen Wolbe

Mit einem Geleitwort von
General Hoffmann
ehem. Chef des Generalstabes
des Oberbefehlshabers Ost.

Nicht die Talente, nicht das Geschick zu diesem oder jenem machen eigentlich den Mann der Tat: die Persönlichkeit ist's, von der alles abhängt. (Goethe.)



Leipzig
Verlag von K. F. Koehler
1920

Zeilenguß-Maschinensatz und Druck
von Oscar Brandstetter in Leipzig

Seiner Exzellenz

dem

Generalfeldmarschall von Hindenburg

ehrerbietigst

zugeeignet

vom

Verfasser

Der Feldmarschall

nahm die Widmung dieses Werkes

mittels folgenden Schreibens entgegen:

... Die ergebene Mitteilung, daß es mir eine große Ehre und Freude sein wird, die Widmung des Lebensbildes Seiner Königl. Hoheit des Prinzen Leopold von Bayern entgegenzunehmen. Bin ich doch dem hohen Herrn in größter Verehrung treu ergeben.

Mit dem Ausdruck meiner Hochachtung

Euer Hochwohlgeboren

ergebener

von Hindenburg

Generalfeldmarschall

Vorwort.

In der heutigen Zeit, die alle Werte entwertete, das Lebensbild eines Militaristen — obendrein eines solchen fürstlicher Abkunft! — der Öffentlichkeit zu übergeben, dürfte um so widerspruchsvoller erscheinen, je weniger eine solche Biographie individuelle Züge widerspiegelt. Auch die Tatsache, daß die Denkwürdigkeiten der napoleonischen Generale auch heute noch allenthalben ihren Leserkreis finden, vermag die Veröffentlichung des vorliegenden Buches kaum zu rechtfertigen. Dennoch stellt es für mich eine dankbare Aufgabe dar, dem in der Person eines königlichen Prinzen verkörperten Typus des deutschen Offiziers „alten Stiles" ein literarisches Denkmal zu setzen, bevor ihn die demokratische Welle der Gegenwart ganz hinwegspült.

Wenn der Berufsoffizier von einst durch die unbedingte Hingabe an seine Pflicht, durch seine strenge Selbstzucht, durch die sichere Gewandtheit und taktvolle Zurückhaltung seines Auftretens auch denjenigen Kreisen Achtung abnötigte, die den Militarismus als den Inbegriff aller Schlechtigkeit verabscheuen, so kommt für den Helden dieses Buches jene weltmännische Bildung, jene auf stolzem Selbstbewußtsein beruhende fürstliche Würde hinzu, die bei aller Achtung vor dem Wesen und Wirken anderer keine Überschreitung, geschweige denn Verwischung der

durch Geburt und Erziehung gezogenen Grenzen duldet. Wer in den Prinzen nur Tennisspieler, Nutznießer alten Ruhmes und ererbten Familienbesitzes, im besten Falle popularitäthaschende Kunstmäzene erblickte, den wird eine Aufzeigung fürstlicher Eigenkultur überraschen.

Großzügigkeit der Gesinnung, Grandezza in Lebensführung und Lebenshaltung steigert den Aristokraten zum Grandseigneur. Auch dieser Typ stirbt aus.

Sollte es mir gelungen sein, diesen Typ in den vorliegenden Blättern mit einiger Treue festzuhalten und ihn vor der drohenden Vergessenheit zu bewahren, bevor der reichgewordene Emporkömmling sein Erbe antritt, so danke ich dies nicht zum wenigsten den Unterredungen, die mir S. K. H. Prinz Leopold auf Schloß Bialowies, J. K. H. Prinzessin Leopold in München, S. K. H. Prinz Georg von Bayern in Kowno, der prinzliche Hofmarschall Freiherr von Perfall ebenda, der Kriegsminister Freiherr von Horn in Tegernsee, Herr Generalmajor von Le Bret-Nucourt in Mitau, Herr Hofrat Dr. von Buerkel in Regensburg u. a. gewährt haben, ferner den ausführlichen schriftlichen Mitteilungen J. K. H. der Prinzessin Therese von Bayern in Lindau, des Generals der Kavallerie Ludw. Freiherrn von Gebsattel in Würzburg, des Generals der Kavallerie Freiherrn von Speidel in München, des Konrektors Studienrat Dr. Silverio in Aschaffenburg u. a.

Das größte Verdienst um das Zustandekommen dieses Werkes — das angesichts der politischen Zeitverhältnisse nur etwa zwei Drittel seines ursprünglichen Umfanges umfaßt — erwarb sich Herr General Hoffmann, ehemaliger Chef des Stabes des Oberbefehlshabers Ost, der mir das amtliche Material des Hauptquartiers Ost zur Verfügung stellte und

mich schließlich mit den auf seiner eigenen Erfahrung beruhenden, somit einwandfrei zuverlässigen Unterlagen für das Kapitel über den Frieden von Brest-Litowsk versah. Seiner Freundlichkeit verdankt dies Werkchen auch das nachstehende Geleitwort.

Allen meinen verehrungswürdigen Mitarbeitern aufrichtigen Dank!

Professor Dr. Eugen Wolbe,
Oberlehrer an der Fichte-Realschule
zu Berlin.

Frühjahr 1920.

Zum Geleit.

Mit dem Werk „Prinz Leopold von Bayern" übergibt Professor Dr. Wolbe die Geschichte eines an Erlebnis und Geschehnis reichen Lebens der deutschen Öffentlichkeit. Sie wird daraus das Bildnis eines Mannes gewinnen, den Geburt und Schicksalsfügung an hohe und exponierte Stelle gerückt, ohne daß er, dem volkstümlichsten Herrscherhause entstammend, den lebendigen Zusammenhang mit seinem Volke je verlor. Dem allezeit demokratisch empfindenden Fürsten, der willig moderner Zeitforderung und ihren Ideen sein Ohr zu leihen gewohnt war, blieb dieser lebendige Zusammenhang auch im Alltag stets ein selbstverständliches Bedürfnis.

Im Weltkriege habe gerade ich, der ich als militärischer Berater über zwei Jahre lang in seiner Nähe weilte, bis zuletzt seine vornehm aufrechte, in kritischen Augenblicken ruhig überlegene Art und Haltung achten gelernt, die jede persönliche Differenz ausschloß und damit pflichterfüllende Arbeitsmöglichkeiten ohne alle Reibung schuf.

Allzuviel hat das deutsche Volk vom Generalfeldmarschall Prinzen Leopold von Bayern bisher nicht gehört, obwohl ihm der Krieg an der Ostfront einen der bedeutungsvollsten und ver-

antwortungsschwersten Posten zuteilte. Auch dies spricht nur für die soldatisch ritterliche und menschlich zurückhaltende Persönlichkeit.

Daß es dem Verfasser gelungen sein möchte, diese Persönlichkeit in ihrem Wesen und Wirken dem deutschen Volke nahezubringen, sei der herzliche Wunsch, den ich dem vorliegenden Buche auf seinen Weg mitgebe.

Hoffmann,
Generalmajor, früher Chef des Generalstabes
des Oberbefehlshabers Ost.

Charlottenburg,
Ende April 1920.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	VII
Zum Geleit	X
Erstes Kapitel. Jugendjahre	1
Zweites Kapitel. Im Bruderkriege 1866	12
Drittes Kapitel. Villepion	20
Viertes Kapitel. „In die weite, weite Welt."	32
Fünftes Kapitel. Kommandeur der Schweren Reiter	40
Sechstes Kapitel. „Ad astra."	45
Siebentes Kapitel. Prinz Leopold als Soldat	53
Achtes Kapitel. Prinz Leopold als Mensch	62
Neuntes Kapitel. Familienleben	75
Zehntes Kapitel. Weidmannsheil!	86
Elftes Kapitel. „Wer rastet, rostet."	95
Zwölftes Kapitel. Der Eroberer von Warschau	108
Dreizehntes Kapitel. Oberbefehlshaber Ost	128
Vierzehntes Kapitel. Am Webstuhl der Weltgeschichte	145
Fünfzehntes Kapitel. Prinz Leopolds innere Politik in Ober Ost	162
Epilog	169
Literatur	173

Erstes Kapitel.

Jugendjahre.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß ein Mensch, der unvermutet in Todesgefahr gerät, oft im Bruchteil einer Sekunde sein ganzes Erdendasein durchlebt; Liebe und Haß, Freud und Leid finden ihr Echo im Wehruf seiner gepreßten Seele.

So zog einmal ein fürstlicher Herr, der auf der Fahrt zu einer Truppenbesichtigung infolge Scheuens und Durchgehens der Pferde gegen einen wuchtigen Eichenbaum geschleudert zu werden drohte, einen Strich unter die Hoffnungen und Sehnsüchte einer glänzenden Zukunft, indem er im Angesichte des Todes ausrief:

„Adieu, Hirschbrunft — Adieu, Kaisermanöver!"

Der Prinz, den ein freundlich Geschick damals vor jähem Untergange bewahrte, kennzeichnet sich in jenem Scheidegruß als einen daseinsfrohen Menschen, der mit weitem und weichem Herzen die Herrlichkeiten der belebten Natur umfaßt, und als einen selbstsicheren Soldaten, dem die erfolgreiche Durchführung verantwortungsvoller Aufgaben das höchste Glück bedeutet.

Fernab von der Welt, und doch zu Hause in der Welt, die er so gern am Wanderstabe durchmaß, eingebettet in ein sonniges Familienleben, begeistert für alles Gute und Schöne, ruhte dieser pflichtdurchdrungene Mann bereits aus von den Mühseligkeiten eines mehr als fünfzigjährigen, ehrenvollen Dienstlebens

— da rief ihn die Posaune des Weltkrieges zu den Waffen, in deren Dienst er sein ergrautes Haupt mit dem Lorbeer des Siegers krönen durfte: Prinz Leopold von Bayern.

*

„Seit gestern abends 10 Uhr gibt es zwölf Wittelsbacher, geliebter Otto. Hocherfreut schreibe ich Dir's. Heut um 3 Uhr im Thronsaale ist die Taufe. Der mütterliche Großvater, der Großherzog von Toskana, erster Pate. Leopold wird er heißen."

Mit diesen Worten übermittelte König Ludwig I. seinem Sohne, dem Könige Otto von Griechenland, die Kunde, daß sein dritter Sohn, Prinz Luitpold, und dessen Gemahlin Augusta, geborene Prinzessin von Toskana, am 9. Februar 1846 durch die Geburt des zweiten Sohnes — des Prinzen Leopold — erfreut wurden.*)

Der königliche Großvater, dessen unbestrittene Verdienste um die Entwicklung der deutschen Kunst mit manchen Absonderlichkeiten seines Wesens aussöhnen, sonnte sich in dem Glücke seiner Kinder. Nachdem er im März 1848 zugunsten seines Sohnes Maximilian der Krone entsagt hatte, waren die Söhne des neuen Königs, Ludwig und Otto (die späteren Könige Ludwig II. und Otto), allsonntäglich die Gäste des königlichen Einsiedlers. Wenn dann der strahlendschöne Kronprinz — der spätere König Ludwig II. — in stolzem Selbstgefühl seine Würde ein bißchen zu stark betonte, dann huschte wohl ein überlegenes Lächeln über des Königs bartloses Antlitz. Scharf genug hatte er die fürstlichen Kinder beobachtet; infolgedessen durfte er urteilen:

„Keiner ist dem andern ähnlich, aber gute Herzen haben

*) 1845 war bereits Prinz Ludwig, der spätere König Ludwig III., geboren worden; 1850 ist Prinzessin Therese, 1852 Prinz Arnulf gefolgt.

sie alle, und das ist das Wichtigste. Ludwig ist der Gescheiteste, sein Bruder Leopold der Treuherzigste."

Diese beiden heranwachsenden Söhne des Prinzen Luitpold verehrten in König Ludwig I. die Verkörperung der Klugheit und Tatkraft. Sein Wahlspruch „Gerecht und beharrlich" schwebte ihrer Erziehung als Leitstern vor.

Bis zum siebenten Lebensjahre lag die Erziehung der beiden Prinzen in weiblichen Händen.

Die Mutter war unbeschadet ihrer fürstlichen Würde viel zu praktisch, als daß sie die Heranbildung ihrer Kinder zu starken, charaktervollen Persönlichkeiten Hilfskräften überlassen hätte: selber leitete sie ihre Erziehung und — durch eingehende Besprechung mit den Fachlehrern — auch ihren Unterricht. Aus der Tiefe ihres frommen Herzens schöpfte die Prinzessin die Begeisterung, mit der sie ihre Kinder für die Erhabenheit der Religion wie für die Weihe der Gottesverehrung empfänglich machte. Die religiöse Unterweisung, die sie später auch auf die Vorbereitung zur ersten Beichte, Kommunion und Firmung ausdehnte, zielte ab auf die Erweckung schlichten, frommen Sinnes. König Ludwigs Wunsch „Fromm sollen meine Bayern sein, aber keine Kopfhänger" setzte die Prinzessin Luitpold bei ihren Kindern in die Tat um.

Von dem Gedanken durchdrungen, daß Pflichtgewöhnung zum Pflichtbewußtsein führe, schärfte die fürstliche Mutter in ihren Kindern das Gefühl für persönliche Würde, Tatkraft und Verantwortlichkeit.

Angefangene, unvollendete Arbeiten durfte es bei den prinzlichen Kindern nicht geben. Unordnung, Nachlässigkeit, Halbheit wurden streng gerügt, Wankelmut, Unschlüssigkeit, Widerspruch zwischen Reden und Tun als unmännlich gekennzeichnet. Wenn die Mutter die Kinder mit Spielsachen erfreute, durften sie sich

diese selber aussuchen. Damit sie sich aber an rasches Handeln gewöhnten, mußten sie unter den vor ihren Augen ausgebreiteten Herrlichkeiten so schnell wie möglich ihre Wahl treffen.

Von früher Jugend an durften die Kinder ihre Mahlzeiten an der elterlichen Tafel einnehmen. Da sich hierbei vielfach hohe Militärs, Künstler und Gelehrte zu anregendem Plauderstündchen zusammenfanden, so gewannen die Prinzen schon frühzeitig einen Einblick in allerlei Wissensgebiete und erweiterten — gewissermaßen spielend — ihren Gesichtskreis. Unzweifelhaft faßte Prinz Leopold schon als „Bub" unter dem Eindruck anziehender Tischgespräche eine lebhafte Vorliebe für den Soldatenstand, für Jagden und Reisen.

Da sich der Verkehr des Prinzenpaares nicht einseitig auf Standesgenossen und Hofgesellschaft beschränkte, so lernten die jugendlichen Prinzen schon als Knaben und Jünglinge Angehörige der verschiedensten Stände, Bekenntnisse und Berufszweige kennen, verstehen und würdigen und eigneten sich eine Sicherheit des Auftretens an, die — der eigenen Würde wohl bewußt — im persönlichen Verkehr „Jedem das Seine" zubilligte. Wenn auch die Eltern den fürstlichen Kindern jede Vertraulichkeit mit dem Hauspersonal untersagten, so machten sie ihnen dennoch Freundlichkeit und Herablassung selbst dem einfachsten Manne aus dem Volke gegenüber zur Pflicht. „Daß ihr mir nicht stolz werdet!" hatte König Max Joseph einst seinen Enkelsöhnen Maximilian und Otto geschrieben, „unser Stolz soll allein sein, von allen geliebt zu werden."

Unter der Leitung ihrer gütigen Mutter lernten die Prinzen schon in der Jugend sich mit Taten der Barmherzigkeit in die Herzen der Hilfsbedürftigen einzuschreiben. Da die Knaben für gute Arbeiten Geldbelohnungen erhielten, so sammelte sich allmählich eine kleine Summe, über die sie frei verfügten.

Diese Geldmittel widmeten sie wohltätigen Zwecken. So überbrachten sie jede Woche einer armen Familie persönlich einen Korb mit Lebensmitteln.

Wie König Ludwig I. schon in der Kindheit des Prinzen Leopold feststellte: „Leopold hat das Gemüt des Vaters", so sprechen mancherlei Anzeichen dafür, daß keines der Geschwister dem Herzen des Vaters so nahe stand, wie Prinz Leopold. Die verehrende Liebe, mit welcher er zum Vater aufblickte, vergalt dieser mit einer herzlichen, teilnehmenden Freundschaft, als die zunehmenden Jahre den Altersunterschied auszugleichen schienen. Der gemeinsame militärische Dienst, die gemeinsame Liebe zur Natur, zu Jagd und Wanderfahrt verknüpfte Vater und Sohn aufs engste. Dankbar hat es Prinz Leopold dem Prinzregenten noch im Alter nachgerühmt, daß er den Vater schon als sechzehnjähriger Knabe auf die Gemsjagd begleiten durfte. Demgemäß suchte Prinz Leopold später keinen seiner Jagdgründe so gern auf wie das Hintersteiner Tal im bayerischen Allgäu, wo er damals zuerst den Gemsen nachstieg.

Alljährlich, wenn sich die Sommerfäden spannen, durchwanderten die Knaben die bayerische und Tiroler Alpenwelt. Abgestreift waren alle Fesseln des Schullebens — dessen Ernst und Strenge sie kennen lernten, auch wenn sie eine öffentliche Anstalt nicht besuchten — wenn der energische und sogar gefürchtete Erzieher, Hauptmann von Malaisé (dem später Leutnant von Vallade beigegeben wurde), sich zum Freunde und Wandergenossen wandelte.

Wer die jungen Wanderer im Lodenanzug, mit Rucksack und Gebirgsstock, ein fröhliches Liedchen auf den Lippen, daherschreiten sah, ahnte nicht, daß die leichten Hütchen mit der Goldfasanenfeder einen künftigen König und einen künftigen Feldmarschall deckten, um so weniger, als diese Naturfreunde sich

nicht im „Grand Hôtel de Paris“, auch nicht in der „Pension Eldorado“, sondern in einem einfachen Dorfgasthause zur Nachtruhe ausstreckten.

Diese Naturfreudigkeit, wie sie sich in seiner Begeisterung für Jagd und Reisen kennzeichnet, steigerte sich mit den Jahren zu einer wahren Leidenschaft, und gleich dem Vater suchte der Prinz auf seinen Wanderfahrten in der Nähe und Ferne Geist und Gemüt zu bereichern. Mittel zu zeittötender Zerstreuung haben sie ihm nie bedeutet.

In seiner Jugend bewies Prinz Leopold — und auch hierin glich er seinem vielseitig gebildeten Vater — eine besondere Vorliebe für Mathematik und Naturwissenschaften. In diesen Fächern wurde er nach vorbereitendem Elementarunterricht im Verein mit seinem älteren Bruder Ludwig von den ersten Lehrern der Münchener Universität unterwiesen: Justus von Liebig, Pettenkofer, Kühn. Huber lehrte Philosophie, Pözl Staats- und Völkerrecht, Giesebrecht Geschichte, Hermann Finanzwissenschaften, Fraas Nationalökonomie.

Italienisch lehrte die Prinzessin-Mutter, der die wohlklingenden Laute ihre sonnige toskanische Heimat vor die Seele zauberten. Neben Latein und Französisch lernten die Kinder aber auch Neugriechisch. Ihres Vaters Bruder — Otto — war erwählter König von Griechenland — es lag somit die Möglichkeit vor, daß eine Reise in das Land klassischer Erinnerungen die Kenntnis seiner Sprache erfordern würde.

Aber noch mehr: da die Ehe des Königs Otto mit der oldenburgischen Prinzessin Amalie kinderlos blieb, waren Prinz Luitpold bzw. dessen ältester Sohn Ludwig die nächsten Erbfolgeberechtigten. Es war demnach selbstverständlich, daß der präsumptive Thronerbe sich die Sprache Neugriechenlands aneignete.

Der Prinzen sehnlicher Wunsch sollte sich erfüllen. Der königliche Oheim lud sie zum Besuch ein. Fort ging's über Wien, den Semmering, nach Triest. Als sie aber auf Korfu landeten, schwirrten unheilvolle Gerüchte durch die Luft, die sich bald zu beglaubigten Tatsachen verdichteten: in Nauplia war eine Militärrevolte ausgebrochen, die auf Absetzung des „fremden" Königs abzielte. König Otto befand sich gerade auf einer Reise durch das undankbare, von Parteihader zerklüftete Land, dem er die Arbeit der drei kostbarsten Jahrzehnte seines Lebens gewidmet hatte. Da brach auch in Athen ein Aufstand los, den der König in der friedlichsten Weise unterdrückte, indem er, ohne dem Throne zu entsagen, Griechenland verließ und nach Bayern zurückkehrte.*)

Während die kenntnisreiche Mutter in den Prinzen die Vorliebe für fremde Sprachen weckte, suchte Prinz Luitpold ihre Herzen für die Erhabenheit der Kunst empfänglich zu machen.

Prinz Leopold spielte Klavier, nicht mit vollendeter Meisterschaft, aber doch mit einer seine Eltern und Geschwister befriedigenden Sicherheit; größer als seine Fertigkeit war sein Interesse. Anspruchslos wie am Instrument, aber gleichfalls mit hübschem Erfolge, übte der Prinz auch die Malkunst aus. Mit den reiferen Jahren mußte er freilich Stift und Pinsel mit dem Schwerte vertauschen; seine Freude an der bildenden Kunst jedoch blieb ungemindert bis an die Schwelle des Alters.

Bei aller Natur- und Kunstfreudigkeit, welche in den fürstlichen Kindern aufkeimte, galt es Kopf und Herz klar zu halten für die mit den Jahren sich steigernden Pflichten, die

*) König Ludwig I., der dem Sohne mit seinem Rate zur Seite stand, wußte genau, wer die Schuld trug an diesem beklagenswerten Ausgange: „Nicht das griechische Volk, es sind die im westlichen Europa angeblich zivilisiert wordenen Menschen aus ihm, welche die Empörung machten" (Brief vom 27. 4. 1863).

ihre bevorzugte Stellung ihnen auferlegte, galt es etwas zu leisten, Werte zu schaffen, dem Vaterlande zu dienen. Müßiges Schauen und verantwortungsloses Schwärmen durfte nicht den Inhalt eines pflichtbewußten Lebens darstellen; wird doch mit Sentimentalität weder eine Schlacht gewonnen noch ein Staat regiert.

Keine der Fähigkeiten, die sich bei dem Prinzen Leopold schon in der Jugend zeigten, drängte so stark nach Betätigung, wie seine ausgesprochene Anlage für das Waffenhandwerk. Diese Begabung war bereits während seiner ersten militärischen Ausbildung im Königlichen Kadettenkorps und nach seiner am 28. November 1861 erfolgten Einstellung beim 6. Jägerbataillon zutage getreten.

Wie stolz war der kaum Sechzehnjährige, als er sich im Schmuck der goldenen Epauletten, im Helm und mit rasselndem Schleppsäbel bei seinem Vater und dem obersten Kriegsherrn melden durfte!

Aber da er noch zu jung war und seine wissenschaftliche Ausbildung eine Unterbrechung nicht erleiden durfte, so wurde er zu praktischem Dienste noch nicht herangezogen — höchstens daß er bei Paraden und Festlichkeiten ins Glied trat und strahlend vor stolzer Freude mit gezücktem Degen den hohen Vorgesetzten seinen Zug vorführte.

Leutnant zu heißen, sich mit der kleidsamen Uniform zu schmücken und keinen Dienst zu leisten, war nicht nach dem Geschmack dieses arbeitsfrohen Jünglings: ein Gesuch an den obersten Kriegsherrn um Versetzung zur Infanterie hatte den Erfolg, daß der Prinz am 20. Dezember 1862 dem 2. Infanterie-Regiment Kronprinz zugeteilt wurde.

Aber auch bei diesem Truppenteil mußte er sich noch ein paar Monate bis zu eigener Tätigkeit gedulden: erst vom 8. April

1863 an ward er zu dem ersehnten praktischen Dienste herangezogen.

Zu exerzieren, sich vom frühen Morgen ab im Freien zu tummeln, an seinem Teile zur Wahrung der Größe und Macht des Vaterlandes beizutragen, das ward ihm in dieser Dienststellung reichlich gewährt. Lehrend lernte er alle Zweige des Infanteriedienstes — vom langsamen Schritt bis zum Wachtexerzieren.

Prinz Luitpold hatte einst, am 1. April 1839, seinen aktiven Dienst in der bayerischen Armee damit begonnen, daß er vor der Wohnung des Generals von Zoller in der Dienersgasse in Hauptmannsuniform mit der Muskete im Arme Schildwache stand. Etwa ein Vierteljahrhundert später, am 15. April 1863, vollzog Prinz Leopold den nämlichen Dienst, indem er als „erste Nummer der Ablösung" von 12—2 Uhr mittags und nachts, von 6—8 Uhr nachmittags und des andern Morgens gleichfalls von 6—8 Uhr vor der Hauptwache als Posten aufzog. Am Spätnachmittag jenes Tages kamen Feldmarschall Prinz Karl und Prinz Luitpold an der Hauptwache vorbeigefahren — zum größten Vergnügen der Schwester Therese und des jüngeren Bruders Arnulf, denn nun mußte Prinz Leopold nicht nur vor den beiden Offizieren, sondern auch vor ihnen selbst straffe Haltung einnehmen und den Präsentiergriff machen!!

Kurze Zeit danach vereinigte die Feier der Großjährigkeitserklärung des Prinzen Leopold, welcher König Maximilian II. durch persönliche Überreichung des Hausordens vom Heiligen Hubertus eine besondere Weihe verlieh, die gesamte Königsfamilie zum letzten Male: kaum vier Wochen später schied König Max nach kurzer Krankheit unerwartet aus dem Leben. Bayern hatte einen tätigen, gütigen, gerechten, für alles Schöne

und Edle begeisterten Monarchen allzu frühe verloren (10. März 1864).

Mit der Thronbesteigung Ludwigs II. erwuchsen dem Prinzen Luitpold ernste Pflichten.

Der neue König war erst achtzehn Jahre alt. Wenn ihm auch seine bezaubernde Schönheit, seine — bei aller Betonung seines Gottesgnadentums — wesenseigene Leutseligkeit, seine echt königliche Freigebigkeit alle Herzen gewannen, so konnten ihm dennoch selbst sein ungewöhnlicher Eifer, seine glänzende Auffassungsgabe und seine vielseitigen künstlerischen Neigungen nicht die Erfahrung in verwaltungstechnischen, politischen und diplomatischen Dingen verleihen, deren Aneignung oftmals ein ganzes Menschenalter, mindestens aber eine lange Kronprinzenzeit erfordert.

Da war's Prinz Luitpold, der dem königlichen Neffen mit seinem auf langjähriger Erfahrung beruhenden Rate zur Seite stand. Wichtige Entscheidungen auf militärischem und gesetzgeberischem Gebiete bereitete vielfach Prinz Luitpold vor, wie er denn sehr häufig in den Sitzungen der Militärkommission und des Staatsrates den Vorsitz führte.

Harte Arbeit sollte dem pflichtfreudigen Prinzen Linderung bringen für den tiefsten Schmerz, der je sein Herz verwundete. Jahrelang war seine Gemahlin infolge eines chronischen Leidens im Winter ans Zimmer gefesselt gewesen. Noch hatte das Prinzenpaar in der Stille des Palais den zwanzigsten Gedenktag seiner Vermählung gefeiert — da warfen neue, schwere Anfälle die Prinzessin auf ein Krankenlager, von dem sie sich nie wieder erheben sollte.

Ergreifend ist die Schilderung, welche die geist- und gemütvolle Tochter Therese nicht nur von dem vorbildlichen Leben und Wirken, von dem die edelste Blüte reinen Menschen-

tums verkörpernden Charakter, sondern auch von dem mutigen Sterben der Prinzessin Luitpold entwirft.

Bei vollem Bewußtsein hatte die noch in der Blüte ihrer Jahre prangende Fürstin ihrem Gatten gedankt für das reiche Glück, dessen sie sich in ungetrübter Innigkeit zwei Jahrzehnte lang an seiner Seite erfreuen durfte. Jedem ihrer Kinder widmete sie ein Wort der Ermahnung, des Dankes, des Abschiedes, indem sie ihnen ans Herz legte, ihrem ritterlichen, gutbürgerlich gerichteten Vater als ihrem besten Vorbilde nachzustreben. Den damals achtzehnjährigen Prinzen Leopold rühmte sie hierbei voll Dankbarkeit:

„Du hast mir nie Kummer gemacht, du warst immer ein guter Sohn!"

Kaiser und Könige haben späterhin das Wesen und Wirken des Prinzen Leopold gewürdigt, aber keine Anerkennung hat ihn nachhaltiger beglückt als jener Abschiedsgruß der sterbenden Mutter.

Zweites Kapitel.

Im Bruderkriege 1866.

Wie Prinz Leopold seine Kräfte in allen Stadien des militärischen Dienstlebens erprobte — vom einfachsten Untergebenen bis zum Feldmarschall, der berufen ward, im Weltkriege die militärischen Streitkräfte von der Ostsee bis zum Asowschen Meer zu leiten, — so hat er sich auch auf Grund eigener Anschauung die Kenntnis aller Waffengattungen der heimatlichen Armee erworben.

Nach gründlicher Ausbildung beim 2. Infanterie-Regiment Kronprinz — wo er am 5. Juni 1864 zum Oberleutnant aufrückte — wurde er am 18. Oktober 1864 in das 3. reitende Artillerie-Regiment Königin-Mutter versetzt, in dessen Verbande er wenige Jahre danach den Ernst des Krieges kennen lernen sollte. Der Prinz ward zuerst der 4. Batterie — in Schleißheim — zugeteilt. Als diese aber wegen einer unter den Pferden des dortigen königlichen Gestüts ausbrechenden Epidemie verlegt werden mußte, kam der Prinz nach Ingolstadt. Es war ein recht einförmiges Leben, in dessen Geleisen er sich hier bewegte. Nach seinem eigenen Bericht gestaltete sich sein Tagewerk fast ausnahmslos folgendermaßen: 5—6¼ Frühstall, 7¼ Frühstück, 8—10 theoretischer Unterricht in der Kaserne, 11—12¼ Mittagsstall, 12½—1½ Mittagspause, 2—4 Rekrutenreitschule, 5½—6 Abendstall. Besuchte er nicht das

Theater, was etwa dreimal wöchentlich geschah, so nahm er um 8 Uhr das Abendessen ein und ging um 10 Uhr zu Bett. Außerdem mußte er täglich seine beiden Pferde reiten, was etwa drei Stunden erforderte. Als es ihm nach langem Suchen gelingt, ein Klavier zu mieten, läßt er sich aus München Noten schicken.

Im Januar 1868 übernahm Prinz Leopold — unter Beförderung zum Hauptmann — die in Würzburg stehende 4. Feldbatterie. Als ihm die Versetzungsorder zugeht, schreibt er an seine Schwester:

„Ich stehe im Begriff, in eine mir ganz fremde Welt hinausgeworfen zu werden, und eigentlich freue ich mich darauf. Ich bedarf manchmal des Wechsels; ein ruhiges, gleichmäßiges Leben taugt eben nicht für mich."

Aber auch dies Kommando wird durch die Herbstübungen auf dem Lechfelde und durch Jagdausflüge in den Allgäu unterbrochen.

Ja, er hatte sogar einen Abstecher auf das glatte Parkett des Parlaments unternommen, war er doch am 20. März 1865 in die Kammer der Reichsräte eingetreten. Aber im Gegensatz zu seinem älteren Bruder Ludwig, der sich in dieser hohen Körperschaft auf allen Gebieten des staatlichen Lebens betätigte, hat Prinz Leopold hier, wenn er in München anwesend war, zwar selten eine Sitzung versäumt, aber kaum je ein Referat übernommen oder sich an einem politischen Wortgefecht beteiligt. Der Prinz war stets ein warmherziger Patriot, ein Freund gesunden Fortschrittes, soweit dieser an das Historischgewordene anknüpft, aber er strebte das Ziel, sein über alles geliebtes Vaterland geachtet, stark und glücklich zu sehen, an der ihm durch Pflicht und Neigung zugewiesenen Stelle dadurch zu verwirklichen, daß er das Heer jeden Augenblick schlagfertig erhielt.

In seiner bescheidenen Dienststellung als Hauptmann war sein Einfluß freilich zu gering, als daß er für die Erreichung dieses Zieles mit Erfolg hätte eintreten können. Und doch entgingen seiner Beobachtung die Mängel nicht, die dem Heere seiner engeren Heimat damals anhafteten.

Den schönheitstrunkenen Blick zurück in das ferne Ehemals des klassischen Altertums gerichtet, hatte sich König Ludwig I. in eine Idealwelt eingesponnen, welche die Berührung mit der rauhen Wirklichkeit möglichst vermied. Gleich als wölbe sich über der ganzen Menschheit bereits der Dom des ewigen Friedens, hat König Ludwig I. kaum an die Möglichkeit eines in absehbarer Zeit ausbrechenden Krieges gedacht und war demgemäß dem Militärwesen wie der Vorbereitung auf Krieg und Sieg nicht allzu hold. Die Sparsamkeit in bezug auf das Heerwesen führte unter diesem Könige und seinem Nachfolger Maximilian II. zu Verhältnissen, welche die Hüter ruhmreicher Traditionen der Vergangenheit — das bayerische Offizierkorps — mit banger Sorge erfüllten.

Während Preußen durch seine aus der Not des napoleonischen Druckes geborene allgemeine Volksbewaffnung eine Kraft entwickelte, die ihm mit der Zeit den Ruf der Unüberwindlichkeit verlieh, konnte in Bayern der Militärdienst noch durch einen Ersatzmann abgeleistet werden. Für die Reservisten — „Legionisten" nannte man sie — die bis zum vierzigsten Lebensjahre im Militärverhältnis verblieben und nur eingezogen werden durften, solange sie ledigen Standes waren, hatten die Heeresergänzungsgesetze keinerlei Formationen vorgesehen, ebensowenig für die Tausende von „unmontiert Assentierten", die — als überzählig — sofort nach ihrer Einschreibung und Vereidigung zwar in Regimenter, aber nicht in Kompagnien eingeteilt, dann aber in Dauerurlaub entlassen wurden. Im Falle

einer Mobilmachung mußten diese ungedienten Leute in neue Truppenteile zusammengefaßt werden, deren Offiziere und Unteroffiziere man dem aktiven Heere entnahm. Für den so entstandenen Fehlbetrag an gedienten Vorgesetzten erfolgte vielfach ein Ausgleich durch ungeschulte, d. h. ungeeignete Kräfte. Versagt aber die Führung, so bleibt selbst die größte Tapferkeit, Ausdauer und Todesverachtung des einzelnen Mannes wirkungslos.

Hierzu kam, daß beispielsweise die Infanteristen innerhalb ihrer im ganzen sechsjährigen Dienstzeit mit Einschluß ihrer Rekrutenübungen durchschnittlich nur 13—14 Monate mit der Waffe dienten und — was das Schlimmste war — daß die Heeresleitung kaum jemals größere Truppenverbände zum Zwecke der Vorbereitung auf den Ernstfall zusammenfaßte.

Diese Mängel sollten sich bitter rächen.

Nachdem Preußen und Österreich 1864 gemeinsam Schleswig-Holstein erobert und sich im Gasteiner Vertrage über das „Kondominium", die gemeinsame Verwaltung der Elbherzogtümer, geeinigt hatten, entbrannte zwischen den beiden Großstaaten um die Vorherrschaft in Deutschland ein Streit, der sich im Mai 1866 zu offener Feindseligkeit steigerte.

Zu Preußen hielten die norddeutschen Staaten sowie Italien, das von einem etwaigen Kriege gegen Österreich die Wiedergewinnung von Venetien erwartete. Bayern hegte die Absicht, im Verein mit den deutschen Mittel- und Kleinstaaten eine dritte Machtgruppe zu bilden. Da diese „Triaspolitik" scheiterte, so schloß es sich gleich den übrigen Staaten an Österreich an.

König Wilhelm I. entschloß sich nur mit Widerstreben zu diesem Kriege, der Deutschen das Schwert gegen Deutsche in die Hand drückte. Ludwig I., der sein Leben lang auf Verständigung und Zusammenschluß aller deutschen Stämme hin-

gearbeitet hatte, empfand den Bruderkrieg wie einen stechenden körperlichen Schmerz.

Bayern und Preußen waren einander im letzten Jahrhundert durch keinerlei Gegensätze entfremdet, die nicht auf dem Wege freundschaftlicher Verständigung hätten überbrückt werden können. Somit hätte Preußen in dem Ringen um die Vorherrschaft in Deutschland Bayerns Neutralität nicht verletzt, seine Selbständigkeit nicht bedroht.

Das wußte man in Bayern ganz genau. Daher waren hier die Meinungen über den Eintritt oder Nichteintritt in den Krieg geteilt, hatte sich doch der Kriegsminister anfangs selber für Neutralität ausgesprochen! Die Regierung schien sich auf die Defensive, den Schutz der eigenen Grenzen, beschränken zu wollen; und wenn auch Feldmarschall Prinz Karl von Bayern, der bereits in den Befreiungskriegen mitgekämpft hatte, im Einvernehmen mit der österreichischen obersten Heeresleitung den Oberbefehl über das VII. Korps (Bayern) wie auch über das VIII. Korps (Württemberger, Badenser, Hessen und Nassauer) führen sollte, so bewahrte er sich dennoch soviel Selbständigkeit, daß er das Ansinnen einer Vereinigung der bayerischen Truppen mit der österreichischen Nordarmee in Böhmen ablehnte.

Prinz Karl beabsichtigte, durch einen Vormarsch aus dem Feldlager bei Oberhaid und bei Schweinfurt nach Thüringen sich mit den Hannoveranern zu vereinigen. Nichts hätte die Bayern gehindert, in wenigen Stunden einerseits Eisenach und Koburg zu erreichen, dort die Truppen des koburgischen Herzogs Ernst II. — ein Regiment! — kampfunfähig zu machen, und andererseits in Verbindung mit den verfügbaren Truppen des VIII. Armeekorps den Hannoveranern den Weg freizumachen.

Zwar siegten die Hannoveraner am 27. Juni bei Langensalza über die halb so starke Vorhut des preußischen Generals

Vogel von Falckenstein; aber zwei Tage später wurden sie von allen Seiten umzingelt und mußten die Waffen strecken. Das abwartende Verhalten des bayerischen Hauptquartiers hatte die Vereinigung mit den Hannoveranern vereitelt. Der ungünstige Einfluß der Diplomaten hinderte den Marschall und seinen Generalstabschef, Generalleutnant Freiherrn von der Tann — 1870/71 ein hervorragender Heerführer — an einer energischen, zielbewußten Kriegführung.

Ebensowenig wie ein Eingreifen der Bayern bei Langensalza war der geplante Zusammenschluß mit dem VIII. Korps (bei Hünfeld) möglich. Vogel von Falckenstein hatte sich geschickt zwischen die beiden Truppenkörper geschoben.

Während dieser Vorgänge im Herzen Deutschlands wurden auf den böhmischen Schlachtfeldern die Österreicher entscheidend geschlagen. Unter günstigen Bedingungen hätte Bayern nach der Schlacht bei Königgrätz Frieden schließen können. Der Minister von der Pfordten glaubte aber, eine große Waffentat müsse die — von niemandem angetastete — Ehre des bayerischen Heeres wiederherstellen. Während sich das VIII. Armeekorps gegen Frankfurt zurückzog, sammelten sich die Bayern (VII. Korps) im Tal der fränkischen Saale.

Hier prallten die Gegner am 10. Juli aufeinander. Die preußische Division Beyer war auf Hammelburg, die Division Göben und später auch die Division Manteuffel auf Kissingen vorgerückt. Den Bayern lag hier vor allem daran, ihren Gegnern die Übergänge über die Saale zu verlegen. Mit der Verteidigung der steinernen Hauptbrücke bei Kissingen war ein Bataillon des bayerischen 15. Infanterie-Regiments betraut, das sich hinter Fässern, Brettern, Bänken, Sofas verschanzte, während zwei Zwölfpfünder dem Infanteriefeuer einen besonderen Nachdruck verliehen. Da die Fünfzehner bald ihre Munition

verschossen hatten, wurden sie durch ein paar Kompagnien der Elfer abgelöst. Tapfer verteidigten sie den Saaleübergang.

Im Norden, am Waldsaum des Salzberges, begannen zwei preußische Batterien ihr Feuer. Prompt erwiderte es die Batterie Hellingrath vom 3. Feldartillerie-Regiment. Gleich beim ersten feindlichen Schuß hatte Hauptmann von Hellingrath die Geschütze an der Stelle abprotzen lassen, wo sie eben standen. Das 3. und 4. Geschütz wurde vom Oberleutnant Prinz Leopold befehligt, der hier bei Kissingen seine Feuertaufe empfing. Das 3. Geschütz stand etwas höher am Bergeshang und strich über das 4. hinweg.

Während vom Salz- und Stationsberge Gewehr- und Kartätschenfeuer niederprasselte, überdeckten die Infanterie-Regimenter Nr. 19 (aus Schlesien) und Nr. 55 (aus Westfalen) die stehengebliebenen eisernen Stützbalken der einzigen nicht völlig abmontierten Brücke mit Tischen, Bänken und Brettern aus der Villa Vay und überschritten nun behutsam — Mann hinter Mann — den heiß umstrittenen Saalefluß.

Die Bayern kämpften mit beispielloser Todesverachtung. Viele zogen den Tod der Gefangenschaft vor. Aber dem mehr als vierfach überlegenen Gegner vermochten sie auf die Dauer nicht zu widerstehen. Sie zogen sich daher auf Schweinfurt zurück und brachten nunmehr die langersehnte Vereinigung mit dem VIII. Bundes-Armeekorps zustande. Aber schon war die preußische Mainarmee (Göben und Beyer) zur Stelle und griff die Bayern bei Helmstadt an.

Angesichts der Übermacht des Gegners gerät das dem stärksten Gewehrfeuer ausgesetzte 2. Bataillon der Elfer ins Wanken. Feldzeugmeister Prinz Luitpold, der in der vordersten Reihe hält, feuert die Truppen durch Wort und Tat an, auszuharren bis zum Äußersten. Auch Prinz Ludwig,

der seinen Vater als Ordonnanzoffizier begleitet, sucht den sinkenden Mut der Mannschaften zu beleben — da wird er durch einen Schuß in den Oberschenkel schwer verletzt und muß auf einem improvisierten Traggestell aus dem Gefecht getragen werden.

Prinz Leopold nahm im Verbande der zur Verstärkung der 7. Infanterie-Brigade herbeigezogenen Batterie Hellingrath an dem Gefecht bei Roßbrunn teil. War es ihm auch nicht vergönnt, mit stürmender Hand — wie er sich's gewünscht hatte — an leitender Stelle vorzugehen, so hat er doch in den engen Grenzen der ihm zugewiesenen Pflicht in vorbildlicher Treue, mit Sicherheit und Kaltblütigkeit seinem Hause, seinem Vaterlande, seiner Waffe Ehre gemacht. Für sein wackeres Verhalten wurde der Prinz durch die Verleihung des Ritterkreuzes II. Klasse des Militär-Verdienstordens ausgezeichnet.

Das wirksame Feuer von fünf gezogenen Batterien wies den Feind zurück. Da es nicht gelungen war, aus der günstigen Kriegslage Vorteil zu ziehen, so zogen die bayerischen Truppen über den Main ab, wodurch den Preußen der Zugang zu dem strategisch wichtigen Würzburg offenstand.

Der letzte Kanonenschuß auf die Würzburger Zitadelle „Marienberg" bedeutete zugleich die Einstellung der Feindseligkeiten und den Beginn des Waffenstillstandes — einen Frieden, der jene von Ludwig I. ersehnte Zeit des Zusammenschlusses aller deutschen Stämme zu Schutz und Trutz, zur Macht und Herrlichkeit des großen deutschen Vaterlandes bedeutete. Infolgedessen kehrten die Truppen nicht gedemütigt, sondern stolz erhobenen Hauptes in ihre Garnisonen zurück, hatten sie doch — wie ihr Feldmarschall Prinz Karl es ihnen nachrühmte — „die Waffenehre des bayerischen Heeres nach allen Richtungen gewahrt und den alterprobten Ruhm bayerischer Tapferkeit neu bewährt."

Drittes Kapitel.

Villepion.

Der friedliche Zusammenschluß von selbstbewußter Kraft und weitblickender Hochstrebigkeit — wie sie der bayerische Löwe und der preußische Adler verkörpern — fand nach dem Bruderkriege seinen Ausdruck in einem (zunächst geheim gehaltenen) Schutz- und Trutzbündnis, das König Ludwig II. mit Preußen abschloß. Aus diesem Bündnis erwuchs dem bayerischen Staate die Aufgabe, seine Armee den gesteigerten Anforderungen der Zeit entsprechend umzugestalten, damit sie sich einst — in der Stunde gemeinsamer Gefahr — ihrer preußischen Schwester ebenbürtig erweise. Während Preußen im abgelaufenen Kriege durch seine Landwehr über zwanzig Jahresklassen verfügte, hatte Bayern bei der Mobilmachung von 1866 kaum sechs zur Stelle. Infolgedessen wurde jetzt die allgemeine Wehrpflicht eingeführt, die zugleich dem Einsteherwesen den Garaus bereitete.

In verhältnismäßig kurzer Zeit gelang es dem Feldzeugmeister Prinzen Luitpold, den der König mit der Reorganisation des Heeres betraut hatte, dem bayerischen Kontingent jene Schlagfertigkeit zu verleihen, die im Ernstfalle den Erfolg gewährleistet.

Wie die Infanterie ihre Vorderlader in Hinterlader*) umänderte, so wurden bei der Artillerie die noch vorhandenen glatten Batterien in gezogene umgewandelt. Ebenso wurden bei allen Waffengattungen neue Einteilungsgrundsätze und neue Kommandos eingeführt.

Die neueingeführten Waffen konnten bereits im Sommer 1867 in Übungen erprobt werden, die namentlich mit den gezogenen Vierpfündern der Artillerie trotz des ungewohnten Materials günstige Ergebnisse zeitigten.

Im Herbst zog Prinz Luitpold auf dem Lechfelde zum ersten Male größere Truppenverbände zu einem Korps- und Feldmanöver zusammen; 17 000 Mann waren an dieser ersten Waffenübung größeren Stils beteiligt. Im Jahre danach fand auf dem nämlichen Truppenübungsplatze ein Prüfungsschießen statt, bei welchem Prinz Leopold als Hauptmann seine 4. Batterie vorführte. Die Herbstmanöver des Jahres 1868 erreichten ihren Höhepunkt und zugleich ihren glänzenden Abschluß in einer Truppenschau, die König Ludwig II. auf dem Lechfelde über die gesamte Münchener und Augsburger Garnison abnahm.

Im Gegensatz zu seinem Großvater, Ludwig I., dem eine gar zu starke Anlehnung Bayerns an Preußen — wie sie z. B. der Zollverein darstellte — nicht erwünscht war, dachte Ludwig II. durchaus großdeutsch und säumte daher keinen Augenblick, nach der Kriegserklärung Frankreichs an Preußen sein nunmehr trefflich ausgerüstetes und tadellos eingeübtes Truppen-

*) Nach dem Feldzuge von 1866 war der bayerische Vorderlader auf Hinterladung abgeändert und beibehalten worden, bis die Bewaffnung mit dem Werdergewehre — einem Hinterlader — durchgeführt werden konnte. Da die Volksvertretung die Mittel für schleunige Bewaffnung mit dem Werdergewehre nicht bewilligt hatte, so konnten nur wenige Bataillone mit der neuen Waffe in den deutsch-französischen Krieg ziehen; die meisten Infanteristen rückten mit dem abgeänderten Podewilsgewehre aus.

kontingent zum Kampfe für die Ehre und die Macht des großen deutschen Vaterlandes aufzubieten. Napoleon hatte Bayern und die übrigen süddeutschen Staaten mit der Losung „Revanche pour Sadowa“ zu ködern gesucht. König Ludwig aber durchschaute bald, daß dieser Lockruf nur französische Annexionspolitik verschleiern sollte, die — schon damals! — auf eine Angliederung der schönen bayerischen Pfalz an Frankreich abzielte.

Im Verbande der III. Armee schritten die Bayern unter dem Oberbefehl des preußischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Sieg zu Sieg.

Während Prinz Luitpold den Feldzug im Großen Hauptquartier in der ständigen Umgebung König Wilhelms mitmachte, um in unmittelbarem Zusammenhange mit den militärischen Ereignissen und diplomatischen Verhandlungen seinen königlichen Neffen zu vertreten, unterzogen sich zwei seiner Söhne, die Prinzen Leopold und Arnulf, allen Mühseligkeiten des Frontdienstes, bis die Friedensglocken durch die Lande hallten.

Hauptmann Prinz Leopold befehligte die 4. Sechspfünder-Feldbatterie des 3. Feldartillerie-Regiments, das — nach Abgabe einer reitenden Batterie an die Kürassier-Brigade — im Verein mit sieben Feldbatterien und einer vom 1. Artillerie-Regiment gestellten Munitionskolonne der Artillerie-Reserveabteilung (Korps-Artillerie) die Artillerie des vom General der Infanterie Freiherrn von der Tann befehligten I. bayerischen Armeekorps bildete.

Am 1. August, abends 8 Uhr, verließ die Batterie Prinz Leopold München und bezog am folgenden Abend zwischen Lingenfeld und Westheim Biwak. Während das I. Korps zunächst in Reserve blieb, erfocht das II. Bayernkorps unter dem General

von Hartmann im Verein mit dem V. und XI. preußischen Armeekorps den Sieg bei Weißenburg, der seinen Höhepunkt in der Erstürmung des Geisbergschlößchens durch die tapferen Liegnitzer Königsgrenadiere erreichte. Unaufhaltsam vollendete das I. Korps seinen Vormarsch auf Chalons, auf dem es am 24. August bei Ligny zum ersten Male an seinem Armeeführer, tags darauf bei Bar-le-Duc, wo sich das Große Hauptquartier befand, an König Wilhelm und dem Prinzen Luitpold vorüberzog.

Tags darauf setzt die III. Armee ihren Vormarsch fort. Die beiden anderen Armeen haben inzwischen als Ergebnis der mörderischen Schlachten vom 14., 16. und 18. August die Franzosen unter Bazaine nach Metz gedrängt, zu dessen Entsatze Mac Mahon von Chalons aus im Bogen heranrückt. Als die deutsche Heeresleitung seine Absicht merkt, läßt sie die III. Armee und die dem Kronprinzen Albert von Sachsen unterstellte neugebildete IV. Armee den Marsch auf Chalons abbrechen und nach Norden marschieren. Als ihn die IV. Armee und Teile der III. Armee bei Beaumont überraschen, sucht Mac Mahon seine Truppen in die Festung Sedan zurückzuziehen.

Nunmehr schmiedet Moltke um Sedan den Ring von Eisen und Feuer, wobei die III. Armee im Westen der Festung, die IV. (Maas-) Armee im Osten Wache hält, während im Süden die tapferen Bayern den Franzosen den Rückzug abschneiden und im Nordosten — im Verein mit der Maas-Armee — durch Umflügelung ihren etwaigen Übertritt nach Belgien vereiteln sollen.

Beim Morgengrauen des 1. September eröffnen die Bayern das Gefecht, indem sie die Maas überschreiten und in Bazeilles eindringen. Unterstützt von bewaffneten Dorfbewohnern, wehren sich die Franzosen mit der größten Erbitterung und fügen den Bayern empfindliche Verluste zu. Sieben Stunden währt das

Ringen — da nehmen die Bayern das letzte Hindernis, die Villa Beurmann, und Bazeilles ist in ihrem Besitz! Da von der Tann einen abermaligen Angriff der Franzosen auf Chalons mutmaßt, beordert er die bayerische Reserve-Artillerie, von Bazeilles aus in nordöstlicher Richtung auf die Höhen von La Moncelle vorzurücken.

Hier öffneten um 1 Uhr nachmittags die Kanonen der bayerischen Artillerie ihren ehernen Mund; zehn Batterien — darunter vier preußische — standen hier in Geschützaufstellung.

Die 4. Batterie — Prinz Leopold — flankierte den rechten Flügel der Geschützlinie und feuerte auf 3000 Schritt gegen die feindliche Artillerie. Die Bayern hatten jedoch eine gutgedeckte Mitrailleusenbatterie nicht bemerkt. Als diese nun ihrerseits die Batterie Prinz Leopold beschoß, wobei sie ihr große Verluste zufügte, mußten die Bayern nach einigen Schüssen aufprotzen. Mit gewohnter Kaltblütigkeit ließ der Prinz die Batterie neu komplettieren. Eine Stunde später feuerte sie wieder; diesmal stand sie zwischen den Batterien Mehn und Neu.

Unterdessen hatten bayerische Truppenteile das letzte Dorf südlich der Festungswälle von Sedan genommen, Balan. Aber ein letzter verzweifelter Vorstoß der Franzosen warf die Infanterie bis in die Mitte von Balan zurück. Dem Zusammenwirken der hier stehenden Batterien Prinz Leopold, Neu und Mehn mit der erneut angreifenden Infanterie gelang es nach hartem Kampfe, das Dorf wieder zu nehmen und erneut bis an die Tore von Sedan vorzudringen.

An dem Waffenerfolge bei Sedan hatte die Artillerie den Hauptanteil, „war sie es doch, die durch ihr wohlgezieltes und wohlgeleitetes Feuer der von den heißen und blutigen Kämpfen in und um Bazeilles erschöpften Infanterie die Arbeit wesentlich erleichterte, die heftigen und verzweifelten Offensivstöße des

Gegners energisch zurückwies und ihn so in den sich immer enger schließenden ehernen Ring bannen half, aus dem ein Entkommen nicht mehr möglich war."

Für sein tapferes Verhalten in der Schlacht bei Sedan wurde Prinz Leopold mit dem Eisernen Kreuz II. Klasse sowie mit dem Ritterkreuz I. Klasse des bayerischen Militär-Verdienstordens ausgezeichnet.

Als die Franzosen zum Entsatze ihrer Ende September von den Deutschen eingeschlossenen Hauptstadt vier neue Armeen aufstellten, schritt auch die deutsche Oberste Heeresleitung zur Bildung neuer größerer Truppenverbände. So faßte sie das I. bayerische Armeekorps, zwei Infanterie- und vier Kavalleriedivisionen unter dem Oberbefehl des Großherzogs Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin zu einer Heeresgruppe zusammen, die zwei Monate später ihre erste harte Probe bestehen sollte.

Zwei französische Armeekorps waren am rechten Ufer der Loire entlang auf Orleans marschiert, um den Deutschen den Rückzug nach Norden abzuschneiden. General von der Tann, der bei Orleans stand, mußte unter dem Drucke einer gewaltigen Übermacht den Rückzug antreten. Erst in den berühmten Dezemberschlachten gelang es der allerdings durch Kälte, Krankheit und Strapazen hart mitgenommenen Armee, dem Ruhmeskranz von Sedan neue Blätter hinzuzufügen.

Bereits am 30. November waren Meldungen eingelaufen, denen zufolge ein Zusammenstoß mit dem Feinde unmittelbar bevorstand. Da die Franzosen unzweifelhaft eine Umklammerung beabsichtigten, zog von der Tann das ganze I. Armeekorps bei Maladerie zusammen, zu dessen Deckung die 1. Infanteriebrigade unter Generalmajor Dietl eine Stellung bei Nonneville bezog. Beim Herannahen starker feindlicher Kolonnen

rückte das Korps nach Süden, auf Gommiers, wodurch der Feind genötigt wurde, sich zu entwickeln. Nunmehr befahl Dietl den Rückzug in eine Stellung zwischen Nonneville und Villepion. Villepion wurde von der 1., Nonneville später von der 2. Infanteriebrigade besetzt; westlich von Nonneville fuhren die Batterien Söldner und Prinz Leopold auf und eröffneten alsbald das Feuer. Die Lage war recht bedrohlich, denn der an Truppen und Geschützen überlegene Feind hatte den äußersten rechten Flügel nahezu umklammert. Schon mußte die Batterie Söldner eine Frontveränderung nach der rechten Flanke vornehmen, um sich dem empfindliche Verluste verursachenden Feuer einer bei Chauvreux Ferme stehenden feindlichen Batterie zu entziehen. Längst war die Infanterie zurückgegangen. Nur die Reste der 9. Kompagnie des Infanterie-Leibregiments hielten stand, bis sie keine Patrone mehr im Laufe hatten.

Prinz Leopolds Lage war verzweifelt. Sollte auch er zurückgehen? Nimmermehr. Lieber mit der Batterie untergehen, als einen Schritt weichen!

Unglücklicherweise waren im Augenblick der höchsten Gefahr zwei seiner Geschütze kampfunbrauchbar: dem einen hatte eine feindliche Granate die Kurbel abgeschlagen, beim andern konnte wegen Klemmens des Verschlußkolbens der Verschluß nicht mehr gehandhabt werden. Auch die Munition begann auszugehen.

Da der Prinz in der ganzen Batterie allein noch beritten war, beorderte er schleunigst einen Munitionswagen und holte dann die versäumten Schüsse durch ein Schnellfeuer nach. Trotzdem arbeiteten sich die Franzosen bis auf etwa 500 Meter heran und überschütteten die todesmutige Batterie mit einem wahren Granathagel.

Ungeachtet eines Prellschusses an der Hüfte erteilte Prinz

Leopold mit vollkommener Ruhe und Kaltblütigkeit seine Befehle und hielt die Stellung, welcher sich die Franzosen inzwischen bis auf 150 Meter genähert hatten, indem er die französische Schützenkette mit Granatkartätschen bewillkommnete und schließlich zum Stehen brachte.

Der Durchbruch war vereitelt, die drohende Umklammerung vermieden, die Niederlage abgewendet. Planmäßig, in tadelloser Ordnung, traten die Bayern den Rückzug an, indem sie im Schritt fuhren und alle 100 Schritt abprotzten und feuerten.

Auf der Gewinnseite kann die deutsche Geschichte den Tag von Villepion nicht verbuchen. Daß sie ihn dennoch als einen Tag der Ehre kennzeichnen darf, ist das unvergängliche Verdienst des Prinzen Leopold von Bayern.

Viele Ehrenzeichen durfte dieser ritterliche Prinz im Laufe der Jahre als Ausdruck der Anerkennung seiner Verdienste um die Armee seiner engeren und weiteren Heimat entgegennehmen: keins aber hat sein Herz mit so freudigem Stolze geschwellt wie der Militär-Max-Joseph-Orden, mit welchem König Ludwig sein unerschrockenes Verhalten bei Villepion würdigte — bedeutete doch dieser Orden die höchste bayerische Auszeichnung für Tapferkeit vor dem Feinde! Für Offiziere bürgerlichen Standes war mit dem Besitz dieses Kreuzes der persönliche Adel verbunden.

Noch durfte Prinz Leopold auf seinen Lorbeeren nicht ausruhen. Bereits am 2. Dezember mußte er bei Loigny ein Gefecht gegen starke französische Infanteriemassen durchführen. Über seinen Kampf um die Schanzen von Boulay (Orleans) schreibt er an seine Schwester:

„Am 4. in der Schlacht von Orleans war ein schöner Tag für mich. Ich hatte auf zirka 2000 Schritt zwei feindliche Batterien zu bekämpfen, die hinter Jägergräben in sehr guter

Position standen, und es gelang mir, da ich glücklicherweise gleich die Distanz erriet, dieselben so zusammenzuschießen, daß sie drei Geschütze mit Protzen zurücklassen mußten. Ich fuhr dann selbst in die Position vor und fand dort, außer den drei Geschützen wenigstens 24 tote Pferde und Mannschaften; was verwundet war, hatten sie mitgenommen. Ich hatte natürlich auch schwere Verluste.

Es ist eine Freude, eine solche Batterie zu haben. Die Leute stehen wie die Mauern im Kugelregen und geben keinen Schuß ohne direkten Befehl des Offiziers ab. Im Gefecht kann ich mit ihnen operieren wie mit den Figuren im Schachspiel."

Als der Kommandeur der 1. Division (d. h. der ersten Abteilung des 3. Artillerie-Regiments), Major Gramich, infolge schwerer Verwundung vom Kriegsschauplatz abtrat, übernahm Hauptmann Prinz Leopold, der kurz danach zum Major befördert wurde, die Führung dieses Truppenteils, den er in den ehrenvollen, aber verlustreichen Tagen vom 8. bis 10. Dezember bei Beaugency—Cravant und Beauvert mit gewohnter Umsicht und Kaltblütigkeit befehligte.

Für sein Verhalten in diesen Kämpfen um Orleans verlieh ihm der Großherzog Friedrich Franz II. das Mecklenburgische Verdienstkreuz.

Zu der hohen bayerischen und der mecklenburgischen Auszeichnung gesellte sich eine preußische, deren Verleihung in besonders ehrenvoller Weise erfolgte.

Mehr als je vorher war Prinz Luitpolds Anwesenheit im Großen Hauptquartier im Dezember 1870 erforderlich, galt es doch, in diesen Tagen die durch das gemeinsam vergossene Blut und die gemeinsam errungenen Siege geeinten deutschen Stämme nunmehr auch staatsrechtlich zu einem Volksganzen

zusammenzuschließen. Die Sache war nicht ganz einfach; namentlich konnte sich Bayern, der zweitgrößte deutsche Staat, mit dem Gedanken an eine Unterordnung der gleichberechtigten deutschen Fürsten unter das Präsidium des Königs von Preußen als Deutschen Kaiser zunächst nur schwer befreunden. Da war es Bismarcks kluge Diplomatie, welche König Ludwigs Bedenken mit der Begründung zerstreute, daß Bayern seine Zugeständnisse nur dem Deutschen Kaiser, aber nicht dem Könige von Preußen mache. Ein hierauf bezügliches Schreiben des Königs an Wilhelm I. hatte Bismarck entworfen; der jugendliche König billigte den Gedankengang — und Prinz Luitpold überreichte den Brief dem Könige Wilhelm. Die Frage, ob dem obersten Bundesfeldherrn der Titel „Deutscher Kaiser" oder „Kaiser von Deutschland" zukomme, war minder belangvoll gegenüber der gewaltigen Tatsache, daß sich die deutschen Stämme nach Jahrhunderten der Zerrissenheit wieder zu einem einigen Reiche unter einem Deutschen Kaiser zusammenschlossen. Unter den Fürsten, Feldherren und Offizieren, die dem neuen Deutschen Kaiser bei der Ausrufung im Spiegelsaale des Schlosses zu Versailles huldigten, befand sich auch Prinz Leopold.

Wie bei allen diesen diplomatischen Verhandlungen, so weilte Prinz Luitpold auch bei den Mittags- und Abendmahlzeiten als Gast in der ständigen Umgebung König Wilhelms. Am Weihnachtsabend nun, ehe die hohen Herren sich zur Tafel setzten, überreichte der König dem Prinzen Luitpold ein Schreiben des Prinzen Friedrich Karl von Preußen, in welchem dieser Heerführer den Prinzen Leopold von Bayern mit Ausdrücken höchster Anerkennung zur Verleihung des Eisernen Kreuzes erster Klasse einreichte.

Als der Prinz den Sylvesterabend mit seinem Vater im

Kreise der Offiziere der bayerischen Armeekorps in Versailles feierte, nahm er bereits im Schmucke dieses hohen Ehrenzeichens die Glückwünsche der Kameraden entgegen. Bis in die frühen Morgenstunden des Neujahrstages tauschte er mit ihnen Erinnerungen an des Krieges Lust und Qual aus. Zwölf Schlachten und Gefechte hatte er mitgemacht, und zwar an gefährdeter, verantwortungsvoller Stelle; er konnte daher aus dem Borne einer auf scharfe Beobachtung gestützten Erfahrung schöpfen.

Im Februar 1871 ward bereits ein Waffenstillstand geschlossen, dem im Mai der endgültige Frieden folgte. Bevor aber Prinz Leopold den Kriegsschauplatz mit der Heimat vertauschte, wurde er — unter gleichzeitiger Beförderung zum Oberstleutnant — in das erste Kürassier-Regiment (Schwere Reiter) versetzt. Am 3. April 1871 meldete er sich bei diesem seinem neuen Truppenteil und übernahm sogleich die Vorstandschaft der Ökonomie-Kommission. Am 5. April wurde er dem unweit der Ferme Le Château la Grange le Roi in Parade aufmarschierten Regiment in feierlicher Weise vorgestellt.

Als später das 3. Artillerie-Regiment ruhmbedeckt aus dem Feldzuge heimkehrte und am 16. Juli seinen feierlichen Einzug in München hielt, ritt Prinz Leopold — in Kürassieruniform — an der Spitze der 4. Feldbatterie, die er zu Kampf und Erfolg geführt hatte. Durch das Siegestor, welches einst König Ludwig I. dem Andenken an die Taten der Befreiungskriege gewidmet hatte, erfolgte der Einzug der Truppen, über welche König Ludwig II., Kronprinz Friedrich Wilhelm, Prinz Luitpold, die Regimentsinhaberin, die Königin-Mutter Marie, auf dem Odeonsplatze am Denkmal Ludwigs I. die Parade abnahmen.

Ludwig I. hatte einst der Lenkerin des Viergespanns auf

dem Siegestor ihre Stellung mit den Worten bestimmt: „Das siegreich zurückkehrende Heer begrüßend sei sie gedacht.“ Jetzt knüpfte der Dichter Graf Franz von Pocci an diese Vorausschau des deutschgesinnten Königs mit den Versen an:

Du hast erbaut die Pforte diesen Siegen,
Geahnt hast du, vergebens sei es nicht;
Und wär' es nur für diesen Tag gewesen,
An dem des Volkes Dankesstimme spricht:

„Im Grabe sei gesegnet, edler König,
Der du des deutschen Heldentums gedacht!
Sieh deinen Enkel, blick' auf deine Bayern!
Zu dieses Tages Ruhm sei uns erwacht!“

Viertes Kapitel.

„In die weite, weite Welt."

Mit keinem seiner Geschwister verbanden den Prinzen Leopold so viele Wesenszüge wie mit seinem um mehr als sechs Jahre jüngeren Bruder Arnulf.

In beiden Fürstensöhnen keimte schon frühzeitig eine Vorliebe für den Waffendienst, der für sie keinen unterhaltenden Zeitvertreib, sondern die Erfüllung einer heiligen Pflicht bedeutete. Durch Lehre und Vorbild hat Prinz Leopold im Verbande der Schweren Reiter, Prinz Arnulf in seiner Zugehörigkeit zum Infanterie-Leibregiment zur Erzielung steter Kriegsfertigkeit der bayerischen Armee tatkräftig beigetragen. Blieb ihnen ein Stündchen der Erholung, so sammelten sie auf einem Jagdausfluge neue Kräfte und sogen auf einsamen Pirschgängen, am taufrischen Morgen oder am mondbeglänzten Abend, den Odem der Gottesnähe in ihre naturfreudigen Seelen.

Ebenso webte in den Prinzen von Kindheit auf ein Sehnen nach der Ferne, nach fremden Ländern und schwerzugänglichen Gegenden, die einen um so stärkeren Reiz auf sie ausübten, je größere Gefahren ihre Durchstreifung in sich barg. Die feinen, stillen Schönheiten der Natur suchten sie, wo sie sich ihren empfänglichen Herzen entschleierten, — gleichviel, ob die weichen Lüfte des Südens ihre Stirnen umkosten oder der Nordwind

auf Island ihnen ins Antlitz blies. Auch darin begegneten sich ihre Anschauungen, daß sie auf ihren Wanderfahrten die große Heerstraße vermieden und diese neidlos den Weltbummlern überließen, deren geräuschvolles Treiben ihre Andacht störte. Mußten sie in unwirtlichen Gegenden auf mancherlei Annehmlichkeiten verzichten, so trug eine solche Einschränkung zur Stählung des Willens bei und wurde mit gutem Humor hingenommen.

Ihre erste größere gemeinsame Reise führte sie nach England, Schottland und Island, dessen schauerliche Einöde — jenes Gemisch von Gletschern und Lavamassen — sie sogar länger als sechs Wochen fesselte.

Zunächst widmeten sie eine Woche dem Besuch von London, seinen historischen Stätten, Museen, Klubs, Theatern. Sie reisten zwar als Privatleute, aber sie fühlten sich auch im Lodenanzug und im Sportsgewande als Soldaten — was lag da näher, als daß sie neben den Sehenswürdigkeiten, dem Leben und Treiben der Riesenstadt, auch die militärischen Einrichtungen studierten.

Bei der Parade zu Ehren des Geburtstages der Königin sahen sie die Garde zu Fuß und die Horseguards. Wie diese in ihren roten Röcken und blitzenden Kürassen stramm einhermarschierten, flößten sie den beiden prinzlichen Offizieren hohe Achtung ein. Auch die Ausbildung der Truppen, von der die Besichtigung Zeugnis ablegte, ließ nichts zu wünschen übrig: dienten doch diese Leute bei der Infanterie sechs, bei der Kavallerie vielfach sogar zwölf Jahre! Eigenartig muteten sie die schottischen Füsiliere in ihren buntgestreiften Röcken — „Ballettratten“ nannten unsere Krieger sie im Weltkriege — und deren aus Dudelsackpfeifern bestehende Regimentskapelle an.

In Begleitung eines englischen Generalstabshauptmanns durchwandelten die hohen Herren das Lager von Aldershot mit

seinen geräumigen, luftigen Kasernen und Ställen. Auch hier ernteten die Übungen der Carabineers ihr uneingeschränktes Lob. Die Gefechtsübungen freilich stellten weniger eine Vorbereitung auf den Kriegsfall, als vielmehr eine sportliche Veranstaltung dar: „sie ließen die innere Wahrscheinlichkeit und den dem Engländer sonst so eigenen Sinn für das Praktische vermissen.“

Zu einer Zeit, wo in Deutschland das Interesse für den Rennsport recht gering war, hatten sich in England die Derby-Rennen — dem auch die Prinzen beiwohnten — bereits zu großen Volksfesten ausgestaltet. Daß die fürstlichen Gäste bei der gegenseitigen Beschießung der Zuschauer mit Erbsen aus Blaserohren ein Bombardement aushalten mußten, empfanden sie als eine arge Belästigung — sie waren aber Philosophen genug, hierbei, wie bei so manchen kleinen Unbequemlichkeiten des Lebens in fremden Ländern, gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

Was aber bedeuteten die mannigfaltigen Eindrücke der Themsestadt, an deren Besuch sich ein paar Tage der Erholung auf einem echt englischen Edelsitz anschlossen, gegenüber dem Zauber, mit dem Island die jugendlichen Wanderer umwob! Freilich, auf die in der Heimat gewohnte Bequemlichkeit mußten sie wochenlang verzichten! Dies Opfer fiel ihnen nicht schwer; ihr auf das Gutbürgerliche gerichteter Sinn war dem sogenannten „fürstlichen Luxus“ durchaus abhold. In ihrer angeborenen Schlichtheit nahmen die bayerischen Prinzen auf Island auch mit einem recht bescheidenen Obdach vorlieb: die Pfarrer, die Landwirte, die Fischer boten ihnen überall einen freundlichen Willkommensgruß. War im Gehöft — denn auch der Pfarrer war ein Landmann — kein Platz, so stellte ihnen der Geistliche die Kirche zur Verfügung.

Diese Gastlichkeit gewährte den deutschen Reisenden einen Einblick in das Denken und Empfinden des Isländers. Was

die Fremden am meisten in Erstaunen setzte, war der Bildungseifer selbst der einfachsten Volkskreise. Bildung vermittelt hier jeder Hausherr; der Vater ist der Lehrer seiner Kinder, denn — abgesehen von einer Lateinschule und einer medizinischen Lehranstalt in Reykjavik — hat die Insel keine Schule aufzuweisen. Als Lern- und Lesebuch dienen neben der Heiligen Schrift die altisländischen Erzählungen und das Heldenliederbuch, die Edda, deren Lektüre den heutigen Isländern sprachlich keinerlei Schwierigkeiten bereitet.

In ihrer Weltenferne, die über die wogenumbrandeten Klüfte ihrer Fjorde kaum hinausstrebt, wird den Isländern der Zusammenhang mit der allgemeinen Kultur durch Zeitschriften ermöglicht, welche die in Kopenhagen studierenden Isländer für ihre Landsleute herausgeben.

Der Prinzen erstes Reiseziel, Akureyri, hat die einzigen größeren angepflanzten Bäume der Insel aufzuweisen, die Vogelkirschbäume, deren höchster sich mit seiner reichbelaubten Krone bis zur Höhe von 25 Fuß erhebt. Die übrigen isländischen „Wälder" stellen nur ein paar verkrüppelte Birken- und Weidengebüsche dar. Dagegen decken stellenweise üppig wuchernde Pflanzen und Kräuter sowie saftiges Gras den schwefeldurchsetzten Lavaboden, vor allem das blaßrote Heidekraut — die einzige Poesie in dieser nüchternen Prosa, und zugleich eine wahre Augenweide für den Wanderer, wenn ihn die schwarzen Kegel der zerklüfteten Gebirge und namentlich die herzbeklemmende Stille melancholisch stimmen wollen.

Weiter ging's nach Reykjalid am Myvatn, vorbei an der Lavahöhle Surtshellir, die dem Prinzen Arnulf als „ein unterirdischer Feenpalast aus Tausendundeiner Nacht" erschien: „Die Decke bedeckt mit den prächtigsten, regelmäßigsten Eiskristallen, der Boden oft mit Eisstalagmiten, welche bald wie Zuckerhüte,

bald wie scharfe Schwerter geformt waren und das Licht der Kerzen millionenfach zurückstrahlten, bald spitzen Nadeln ähnlich sahen, manchmal ganze Säulen und Säulengänge mit Eisboden und -decke bildeten."

Die Schlammvulkane des Namasjalls in der Nähe des Myvatn spiegelte ihnen die ganze eigenartige Romantik der isländischen Natur wider. Prinz Arnulf beschreibt sie: „Sie bildeten unregelmäßige Kessel von 15 Metern Durchmesser, welche sich einen zirka sechs Meter hohen Tonwall aufgebaut haben. Ungefähr 10 Meter unter dem Rande befindet sich der flüssige, blaugraue Ton, welcher unter einem eigentümlichen gedrückten Lärm in heftigem Brodeln begriffen ist. Alle zwei bis drei Minuten bringt das übelriechende Gas Eruptionen von sechs bis acht Metern Höhe, manchmal bis zu 20 Metern, hervor. Kleine Schlammvulkane sind hier sehr zahlreich; das schwächer ausströmende Gas bläst den zähflüssigen Schlamm zu halbkugelförmigen Blasen oder Ringen auf."

Oftmals ging die Reise der Prinzen nur unter Schwierigkeiten vor sich, namentlich wenn es galt, die vielen von den eisbedeckten Hochflächen herniederbrausenden Bäche, deren Flußbetten stellenweise mit Lavablöcken ausgekleidet sind, zu durchschreiten.

Beim Durchreiten eines solchen Baches kam Prinz Leopolds Pferd zu Fall. Der Reiter sank zu Boden — die reißende Strömung erfaßte ihn und schleifte ihn weiter — er aber teilte mit kräftigen Stößen die Wellen und erreichte das rettende Ufer. Leider zeitigte dies unfreiwillige Bad eine Erkältung, deren Folgen sich noch lange bemerkbar machten und den jungen Herrn zu Schonung und Vorsicht nötigten, ohne freilich seine Leistungsfähigkeit herabzumindern oder seine Reiselust einzudämmen.

Mit Mjofidalur am Skjalfandafljot hatte die Islanddurchquerung ihr Ende erreicht. Von hier aus ritt die Reisegesellschaft durch die pflanzen- und sträucherlose Wüste Sprengisandr am Tungnafells Jökull entlang nach dem weltberühmten Geysir. Auf der ganzen Strecke bot ihnen kaum je ein Gehöft ein schützendes Obdach. Während der oft bitterkalten Nächte spannten sie ihre Zelte über sich aus. Dennoch konnte Prinz Arnulf ganz im Sinne seines Bruders bekennen: „Das Zigeunerleben — heute da, morgen dort, den ganzen Tag zu Pferde, über Stock und Stein, geritten wie ein Wind — dies alles sagte mir zu.“

Warum auch nicht? Den Geysir in Tätigkeit zu sehen, als dieser in machtvoller, siedendheißer Wassersäule 150 Fuß hoch aufschoß, war wohl „des Schweißes der Edlen wert“!

Wohl bewußt, daß die erhöhten Pflichten des königlichen Dienstes, der ihm bald eine leitende Stelle zuwies, ein ungebundenes Umherstreifen in fernem Auslande kaum je wieder ermöglichen werde, vielleicht auch auf Anraten der Ärzte, die sich von einem Aufenthalt des Prinzen in Ägypten eine völlige Behebung seines Katarrhs versprachen, unternahm Prinz Leopold im Februar 1873 — wiederum in der angenehmen Gesellschaft seines Bruders Arnulf — eine Reise nach Konstantinopel, Ägypten und die Sinaihalbinsel.

Die Prinzen wandelten hier auf den Spuren ihres Vaters, der ein paar Monate nach der Geburt des Prinzen Leopold — während die Frau Prinzeß Luitpold mit den beiden kleinen Prinzen bei ihren Eltern in Florenz weilte — das Morgenland mit seinen Wundern durchstreifte; mit dem Unterschiede freilich, daß die Prinzen Leopold und Arnulf durchaus als Privatleute, also unerkannt und unbekannt, in der Herde der Orientfahrer untertauchten, und daher weder Auszeichnung noch Bevorzugung

beanspruchten, machten sie doch weder dem Sultan noch dem Khedive ihre Aufwartung.

Mit durstiger Seele sog Prinz Leopold die Pracht des Morgenlandes ein. Wenn die Palmen sich beim Vollmondglanz im weißen Sande abzeichneten, während ein sanfter Wind ihre Kronen umfächelte, dann glaubte der Prinz, er habe keine Wünsche mehr auf Erden. Aber nie hat sich seine Naturfreudigkeit zur Schwärmerei, nie sein Erleben zur Romantik gesteigert. Nur wenn ihm die leuchtenden Farben des Morgenlandes das Bild der waldumrauschten Heimat vor die Seele zauberten, dann griff wohl ein Unterton von Sentimentalität in die Saiten seines Herzens: Heimweh! „So wundervoll es hier ist," schreibt Prinz Leopold aus Kairo, „in jeder schönen Mondnacht wähne ich mich in ein Märchen von Tausendundeiner Nacht versetzt — aber leider, es fehlt das frische Grün der Bäume und der Blütenduft."

Wie in einem Kaleidoskop, so zogen an des Prinzen empfänglicher Seele alle die Eindrücke der in Sonnenlicht und bunte Farbenpracht getauchten Landschaft vorüber. Aber aus dem geräuschvollen Treiben der Weltstadt mit ihren winkeligen Gassen und der sie belebenden, bunt durcheinandergewürfelten, in allen Hautfarben schillernden Bevölkerung flüchteten die Reisenden in die Einsamkeit der Wüste.

Gleich ihrem Vater erstiegen die Prinzen Leopold und Arnulf das höchste Bauwerk der Welt, die Cheopspyramide, von wo ihr wonnetrunkener Blick hinschweifte über das ganze „in der Fülle ewiger Fruchtbarkeit schwelgende Niltal." Überwältigt von der Feierlichkeit des Augenblicks, in dem die Jahrtausende vor ihren Augen neues Leben gewannen, blickten sie danach zur Sphinx empor, die mit starrem Blick an den ungeheuren Grabkammern der Pyramiden ihre ewige Totenwacht hält.

Aus der abgestorbenen Vergangenheit führte sie der Dampfer

in die helle Gegenwart malerischer, palmenbeschatteter Dörfer und gewerbfleißiger Städtchen, die den Nil einsäumen. Hin und wieder meldeten sich verfallene Göttertempel als stumme Zeugen einer versunkenen Kultur. Als die Prinzen den Tempel von Karnak mit seinen Widdersphinxen, Toren, Säulen, Obelisken und Statuen erblickten, versanken sie in Andacht vor diesen Leistungen des Menschengeistes im Kindheitsalter der Menschheit.

Ein Ritt von Suez nach dem Sinai wies eine gewisse Ähnlichkeit mit der Islandreise auf: auch im sonnigen Süden führte sie ihr Weg durch eine Wüste, die nirgends Obdach bot und sie daher zum Nächtigen im Zelt nötigte. Statt der schnellen isländischen Pferdchen trug sie diesmal das einhertrottende Kamel. Aber hier wie dort verkürzten sie sich die Langeweile ihres Wüstenrittes durch wohlgezielte Schüsse auf allerlei seltenes Getier: „Zwei Nächte hindurch habe ich in der Wüste beim Mondschein auf eine Hyäne gepaßt, doch habe ich sie leider nur gehört; sie ist mir nicht zu Gesicht gekommen,“ klagt Prinz Leopold seiner Schwester.

Als die Prinzen im Schnelldampfer der Heimat zueilen, schmieden sie bereits neue Reisepläne. Aber trotz des Gleichklangs ihrer Seelen, trotz der Übereinstimmung ihrer Welt- und Lebensanschauung und ihrer Auffassung vom Wesen und der Durchführung einer Reise zogen die beiden Brüder nie wieder gemeinsam hinaus in die weite, weite Welt: jeder von beiden erkor sich einen andern Wandergenossen . . .

Fünftes Kapitel.

Kommandeur der Schweren Reiter.

Am 20. April 1873 reichte Prinz Leopold in der Augustinerkirche zu Wien der ältesten Tochter Kaiser Franz Josefs, Gisela, die Hand zum Ehebunde. Aber hinein in die Symphonie der festlichen Veranstaltungen in der Kaiserstadt und in München hämmerte „des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr“ ihren unerbittlichen Glockenschlag.

Bereits am 4. Mai übernahm der junge Ehegatte — als Oberst — das Kommando über das 1. Kürassier-Regiment (dem der König später die Bezeichnung „1. Schweres Reiter-Regiment Prinz Karl von Bayern“ verlieh). Bei der feierlichen Übergabe dieses Truppenkörpers sprach der neue Kommandeur den Wunsch aus:

„Möge dies ruhmreiche Regiment auch unter meinem Kommando die alte Manneszucht und Pflichttreue betätigen!“

Ein solcher Appell an den guten Geist des Regiments wie an den Ehrgeiz jedes einzelnen Kürassiers, seine Kräfte bis zur äußersten Leistungsfähigkeit zu steigern, war angezeigt, denn die Zeit nach dem Kriege stellte — wie jede Übergangszeit — an Vorgesetzte und Untergebene hohe Ansprüche. Die Einigung der deutschen Stämme hatte eine Annäherung des Südens an den Norden und umgekehrt eine Beeinflussung des Südens von

Norden her — namentlich auf militärischem Gebiete — zur Folge. Im Interesse einer steten Kriegsfertigkeit war für das ganze deutsche Heer eine Vereinheitlichung des Kommandos, der Ausbildung und der Ausrüstung erforderlich; so fand u. a. das preußische Exerzierreglement vom 9. Januar 1873 auch in Bayern Eingang.

Daß Prinz Leopold seine Kräfte für eine möglichst rasche Einordnung der bayerischen Armee in den Rahmen der gesamten deutschen Truppenmacht einsetzte, gereicht ihm zu bleibendem, unbestreitbarem Verdienst.

Bereits Ende August 1873 konnte das 1. Kürassier-Regiment im Verbande der 1. Kavallerie-Brigade beim Regimentsexerzieren und beim Manöver auf dem Lechfelde seine Sicherheit in den vorgeschriebenen Übungen nachweisen.

„Ich habe hier viel zu tun," schreibt Prinz Leopold vom Truppenübungsplatz an seine Schwester, Prinzeß Therese, „bin im übrigen sehr gern hier. Die Temperaturverhältnisse allein lassen etwas zu wünschen übrig; auch ist das Lager eine Art Sumpf, den man nur mit Wasserstiefeln passieren kann."

Auf die sauren Wochen angestrengten Dienstes folgten fröhliche Urlaubstage. Im Angesicht der Berge, die freilich nur selten aus ihrem regenschweren Wolkenschleier hervorlugten, hatte Prinz Leopold geschrieben:

„Wenn es morgens und abends schön ist, so zieht es mich mit einer fast unwiderstehlichen Kraft dahin. In zehn Tagen bin ich vielleicht schon im Gebirg. Wie freue ich mich darauf!"

Jetzt vertauschte der fürstliche Oberst Waffenrock, Reitbeinkleid und Reitstiefel mit Kniehosen, Jagdanzug und Federhütchen, und fort ging's zur Hirschjagd nach Gödöllö.

Als dann das trübfrostige Wetter und die zunehmende Dunkelheit den Dienst im Gelände erschweren und die Übungen

auf Mannschaftsstube und Reitbahn beschränken, finden sich die Offiziere des Regiments in dem umgebauten Kasino allwöchentlich an einem Abend zur Pflege eines gleichfalls aus Preußen überkommenen Zweiges militärischen Studiums zusammen: zum Kriegsspiel, an dem sich auch Prinz Leopold gern lernend und lehrend beteiligte. Major Helwig war hier an der Tischplatte des Kasinos „Lehrmeister und überwachendes Organ". Im folgenden Winter leitete diese lehrreichen und zugleich unterhaltenden Übungen der spätere General von Xylander.

Stärker, wesentlicher als alle Neueinführungen trugen die Besuche höchster und hoher Offiziere zur Überbrückung der Gegensätze zwischen Nord und Süd wie zur Anbahnung eines regelmäßigen, fruchtbringenden Gedankenaustausches bei. Kurze Zeit bevor der Kronprinz Friedrich Wilhelm den bayerischen Manövern beigewohnt hatte, nahm Prinz Leopold — als erstes Mitglied des bayerischen Königshauses — auf Einladung Kaiser Wilhelms I. an den Manövern des Gardekorps und der bei Welsrode und Neuruppin übenden Kavalleriedivisionen teil.

Als Prinz Leopold am 1. November 1875 zum Generalmajor befördert und somit seines Postens als Regimentskommandeur enthoben wurde, bedeutete sein Scheiden aus dem Verbande der 1. Kürassiere nur einen Personenwechsel. In Wirklichkeit blieben die Beziehungen des fürstlichen Truppenführers zu den Schweren Reitern von einer Herzlichkeit durchglüht, die recht eigentlich mit den Jahren noch zunahm; und später gab es keinen Ehren- oder Gedenktag des Regiments, dem nicht Prinz Leopold durch seine persönliche Anwesenheit eine besondere Weihe verlieh.

Nachdem sich der bisherige Kommandeur am 7. November von den im Kasernenhofe parademäßig aufgestellten Schwadronen verabschiedet hatte, widmete er den Offizieren beim festlichen

Mahle Worte ehrenvoller Anerkennung, die ihren Ausdruck fand in der Überreichung eines prächtigen Tafelaufsatzes als Abschiedsspende an die Offizier-Speiseanstalt. In der Stille seines Arbeitszimmers aber sann der pflichtfreudige Prinz dem Ergebnis nach, welches seine zweiundeinhalbjährige Führung des Regiments zeitigte.

Bei nüchterner Prüfung konnte Prinz Leopold ohne Selbstbespiegelung feststellen, daß es ihm gelungen war, in einer Zeit einschneidender, durch die Erfahrungen des Feldzuges gebotener Umwälzungen jene Schlagfertigkeit und Kriegsbereitschaft zu erzielen, die im Ernstfalle den Erfolg verbürgt. Um den schwerfälligen Ernst der militärischen Exerzitien durch etwas Abwechselung zu beleben, ließ Prinz Leopold häufig die gegeneinander manöverierenden Abteilungen bei Zusammenstößen die Flußübergänge und die Eingänge zu Schluchten und Ortschaften verteidigen.

Ebenso ist die Einführung des neuen Exerzierens zu Pferde, wie es das Reglement von 1873 vorschrieb, unter der Kommandozeit des Prinzen zu verzeichnen. Die Regimentsgeschichte der 1. Schweren Reiter stellt fest, daß damals innerhalb weniger Wochen auf dem Marsfelde mehr und schärfer geritten wurde, als je zuvor im Laufe eines Sommerexerzierens. „Das Nehmen der Hindernisse gehörte — um einen volkstümlichen Ausdruck zu gebrauchen — bereits zum täglichen Brot"!

Mit besonderer Befriedigung erfüllte den Prinzen Leopold die Wahrnehmung, daß sich der Segen der neu eingeführten allgemeinen Wehrpflicht auf allen Gebieten des militärischen — und auch des bürgerlichen — Lebens geltend machte. Die Kürassiere versahen ihren Dienst mit einer um so größeren Freude, je höher die Öffentlichkeit Militär und Vaterlandsverteidigung bewertete. Auch das Bildungsniveau der Mannschaften hatte

sich gehoben, vielleicht durch die Verschmelzung der Standesunterschiede, durch die gleichen Freuden und Leiden des Dienstes und durch den Verkehr mit sozial und intellektuell höher stehenden Kameraden, wie sie die Einjährig-Freiwilligen darstellten. Zur Zeit, als Prinz Leopold das Regiment führte, hatten hier die ersten sechs Einjährig-Freiwilligen ihr Jahr abgedient; denn auch diese Vergünstigung verkürzter Dienstzeit für Mannschaften mit höherer, abgeschlossener Schulbildung hatte von Preußen her in Bayern Eingang gefunden.

In disziplinärer Hinsicht ließ das Regiment nichts zu wünschen übrig. Da der Prinz unnachsichtliche Strenge im Dienst mit persönlichem Wohlwollen gegen den einzelnen verband, so nahmen sich die Kürassiere vor Übertretungen, Nachlässigkeit und Zuchtlosigkeit in acht. Das Unteroffizierkorps stand auf einer solchen moralischen Höhe, daß Mißbrauch der Dienstgewalt, also Mißhandlung von Untergebenen, im Regiment verhältnismäßig sehr selten, und auch dann niemals in besonders schweren Fällen, zur Meldung und Bestrafung kam.

Das Sehnen eines jeden Stabsoffiziers ging dahin, in der Führung eines Regiments seine Fähigkeiten und Kenntnisse nachzuweisen. Als sich dieser sein Wunsch verwirklichte, durfte Prinz Leopold unter schwierigen Verhältnissen Gutes wirken und zum Gedeihen des gesamtdeutschen Heeres das Seinige beitragen. Erfolg- und arbeitsreich, aber auch angenehm, war die Zeit dahingerauscht, und da er ferner die Freude hatte, neben seinem ersten Kinde Elisabeth im April 1875 ein zweites Töchterchen (Auguste) in seine Arme zu schließen, so hat Prinz Leopold diese zweiundeinhalb Jahre bei den Schweren Reitern nicht nur auf der Gewinnseite, sondern sogar als die glücklichste Zeit seines Lebens verbucht.

Sechstes Kapitel.

„Ad astra."

Der Tagesbefehl vom 9. November 1875, der die Übernahme seines Kommandos über die 1. Kavallerie-Brigade einleitete, zeigte klipp und klar das Ziel auf, welchem Prinz Leopold zustrebte.

„Ich erwarte, daß die mir unterstellten Regimenter wie bisher an ihrer kriegsmäßigen Ausbildung mit allem Eifer fortarbeiten."

Unter seinen Augen vollzog sich eine weitere Angleichung des bayerischen Kontingents an das preußische, die namentlich bei der Kavallerie nicht ohne Schwierigkeit vonstatten ging. Zunächst verfügte eine Königliche Verordnung die Bewaffnung der Kavallerie mit dem Karabiner M./71 und „die Rekrutierung und Remontierung nach den für Ulanen gegebenen Normen". Fast gleichzeitig ward das neue preußische Exerzierreglement auch bei der bayerischen Kavallerie eingeführt. Wenn sich dies auch nicht des ungeteilten Beifalls der beteiligten Truppen zu erfreuen hatte — es wurde als „viel zu kompliziert" erachtet — so fand dennoch die Forderung, „daß sich Richtung nicht auf das Auge, sondern auf gerade Stellung und richtiges Reiten jedes Reiters nach Tempo und Direktion begründen solle", allgemeine Zustimmung. Auch mit dem für den Kriegsfall entbehrlichen Paradedrill konnte sich die bayerische Kavallerie erst

dann befreunden, als sie die altpreußische Auffassung zu der ihrigen machte, wonach „der Paradeplatz nicht zur Schaustellung militärischen Gepränges, sondern zur Schulung dienen solle, wie man mit festgeschlossenen Gliedern, schmetternden Trompeten und fliegender Standarte gegen den Feind marschiere und attackiere.“

Bereits bei den Herbstübungen des Jahres 1877 wies die 1. Kavallerie-Brigade im Verbande der Division unter den Augen des Generalinspekteurs, Kronprinzen Friedrich Wilhelm, ihre Fortschritte in der kriegsmäßigen Ausbildung nach und erwarb sich die Zufriedenheit des als besonders scharfer Beurteiler bekannten Divisionskommandeurs, Generalleutnant von Diehl, „über die große Ruhe, die er bei der Ausführung der Bewegungen in erhöhter Gangart wahrgenommen habe.“

In Anerkennung seines Eifers für die Durchführung der neuen, einschneidenden Dienstvorschriften im Regiment und in der Brigade bei den ihm unterstellten Kavallerie-Regimentern wurde Prinz Leopold am 21. August 1877 à la suite des 1. Schweren Reiter-Regiments Prinz Karl von Bayern gestellt.

In die Zeit, da der Prinz die 1. Brigade befehligte, fällt das erste bayerische Kavallerie-Divisionsrennen, dessen Anregung und Vorbereitung unzweifelhaft auf den Prinzen Leopold zurückgeht, hatte er doch bereits auf seiner Reise durch England dem Rennsport seine besondere Aufmerksamkeit zugewandt und sogar im Steeplechase einen Preis davongetragen. Es bestand aus einem Hürden-, einem Jagd-, einem Hindernis- und einem Trostrennen; für den im Jagdrennen siegenden Reiter hatte Prinz Leopold einen Preis ausgesetzt.

Als der Generalmajor mittels Königlicher Kabinettsorder vom 16. Juni 1881 unter Beförderung zum Generalleutnant zum Kommandeur der 1. Division ernannt wurde, sprach er beim Abschiedsfestmahl im Offizierkasino sein Bedauern dar-

über aus, aus dem engen Kreise der Kavallerie — „dieser schönen Waffe“ — scheiden zu müssen; aber er bleibe auch noch jetzt in engster Fühlung zur Brigade, ebenso werde er, solange er Uniform trage, nie aufhören, in den engsten Beziehungen zu dem Regiment zu stehen, dessen Offizierkorps anzugehören er sich glücklich schätze.

Immer mehr weitete sich sein Gesichtskreis, immer größer wurde seine Arbeitslast, immer wuchtiger seine Verantwortung. Dem Prinzen lag jetzt vor allem daran, die Division als „geschlossenen Schlachtenkörper“ zu schulen. Dabei berücksichtigte er in gleichem Maße das Exerzieren wie das Manövrieren und übte die Kavallerie in der Durchführung langer Attackengalopps auf Infanterie.

Zur Zeit, da Prinz Leopold die Division führte, erging eine Königliche Verordnung, kraft welcher — wie es bis 1823 der Fall war — die Regimentsangehörigen wieder vom Fähnrich hinauf bis zum Stabsoffizier befördert werden durften, ohne aus dem ihnen lieb gewordenen Verbande des Regiments scheiden zu müssen. Falls sich erhebliche Ungleichheiten im Avancement unter den verschiedenen Truppenteilen herausstellten, wurden diese durch Versetzungen ausgeglichen.

Um auch zwischen Dienst und Jagd eine gewisse Verbindung anzuspinnen, führte Prinz Leopold bei den Galoppierübungen im Gelände sogenannte „Jagdreiten“ ein, bei denen die Offiziere nach dem Fuchs in Sicht, d. h. nach einem rotgekleideten Reiter mit einem an der linken Schulter angehefteten Fuchsschweife, ritten. Später wuchsen sich diese sportlichen Veranstaltungen — an denen auch Gäste aus dem höheren Beamtenstande teilnahmen — zu Schleppjagden aus.

Letzten Endes zielten diese außerdienstlichen Veranstaltungen auf einen möglichst engen Zusammenschluß der Offiziere zur

Pflege des kameradschaftlichen Sinnes ab. Prinz Leopold förderte dies Streben, indem er bei den ihm unterstellten Truppenteilen auf die Errichtung gemeinsamer Offizier-Speiseanstalten hinwirkte. Als die Schweren Reiter am 29. Mai 1884 ihr Offizierkasino seiner Bestimmung übergaben, vollzog Prinz Leopold den Einweihungsakt und nahm mit der Frau Prinzessin an dem im Speisesaal aufgetragenen Festfrühstück teil.

Die Tafel, an der sich die Offiziere mittags zu fröhlichem Mahle zusammenfanden, gab abends das Gelände für das seit Jahren gepflegte Kriegsspiel ab, bei dem sich die Offiziere — theoretisch — in der Führung größerer Truppenverbände übten. Derselbe Saal wandelte sich zur Akademie, wenn im Winter die jungen Herren von ihrer wissenschaftlichen Weiterbildung Zeugnis ablegten und die von den Kommandeuren vorgeschriebenen Vorträge hielten.

In dem Streben, sich in möglichst viele Gebiete des Dienstlebens zu vertiefen, ging Prinz Leopold seinen Offizieren mit dem besten Beispiel voran. Keine Gelegenheit begrüßte er freudiger, als wenn er die Theorie der Buchweisheit in die Praxis des Manövergeländes umsetzen konnte.

Nachdem er — wie erwähnt — bereits 1875 den Manövern des Gardekorps und der im Bereich des X. Armeekorps zusammengezogenen Kavalleriedivision beigewohnt hatte, nahm er im September 1884 bei Bedburg im Rheinlande an den Herbstübungen des VII. und VIII. Armeekorps teil. Diese Manöver gestalteten sich für ihn zu einem bleibenden Eindruck, da sie hier noch einmal die ruhmreichen Helden des deutsch-französischen Krieges vereinigten: Kaiser Wilhelm I., den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, den Prinzen Friedrich Karl und Moltke. Zum Zeichen seiner besonderen Wertschätzung ernannte Kaiser Wilhelm den ritterlichen Bayernprinzen am

21. September 1884 zum Chef des Westfälischen Dragonerregiments Nr. 7 in Saarbrücken.

Jahre gingen, Jahre kamen. Mancherlei Freuden, aber auch mancherlei Aufregungen bargen sie in ihrem Schoß.

Obwohl dem Getriebe des politischen Lebens fernstehend, hat Prinz Leopold dennoch stets auch für sein großes deutsches Vaterland den Besitz überseeischer Siedlungen für wünschenswert erachtet. Demgemäß begrüßte er es mit Freuden, als deutsche Männer an der westafrikanischen Küste die deutsche Flagge hißten. Bayern erlebte die erschütternde Tragödie von Schloß Berg, die den Prinzen Luitpold nunmehr an die Spitze des Staates stellte.

Bald danach erklomm Prinz Leopold eine weitere Stufe auf der Staffel militärischer Ehren: am 3. März 1887 erhielt er seine Beförderung zum **Kommandierenden General** des 1. Armeekorps unter gleichzeitiger Beförderung zum General der Kavallerie.

In der Erzielung steter Kriegstüchtigkeit kam dieser Truppenteil unter dem Kommando des Prinzen Leopold ein gut Stück vorwärts.

Im Einklang mit der neuen Felddienstordnung vom 5. Juli 1887 ließ der Prinz kleinere Geländeübungen veranstalten, bei denen die Mannschaften im Sehen, Erkennen, Entfernungsschätzen, Melden sowie in der Marschsicherung unterwiesen wurden. Sämtliche Waffengattungen seines Armeekorps zog er zu größeren Felddienstübungen heran.

Dem Beispiel der preußischen Kavallerie folgend, wurde im Jahre 1888 auch in Bayern die Bewaffnung der berittenen Truppen mit Lanzen — zunächst mit Ulanen-Holzlanzen — begonnen, zwei Jahre später mit Stahlrohrlanzen durchgeführt.

Als zur kriegsmäßigen Ausbildung der Armee gehörig be-

trachtete der Prinz auch die Übung im Überwinden von Hindernissen im Gelände, den unvorbereiteten Übergang über Flüsse unter Verwendung von Behelfsmaterial. Für die Kavallerie gestaltete sich ein solches Überschreiten eines Flusses, z. B. der Isar bei Hinterbühl, nicht ganz einfach. Dennoch durchschwammen Mannschaften und Pferde in kürzester Zeit den breiten Fluß, während Übersetzungsmaschinen und Faltboote die Waffen und Ausrüstungsstücke hinüberbeförderten.

Um auch den Manövern seines Armeekorps das Gepräge kriegsmäßiger Wirklichkeit zu verleihen, ließ Prinz Leopold die festen Standquartiere durch Biwaks, das Einzelabkochen durch gemeinsame Feldküchen ersetzen, wie überhaupt die Verpflegung durch Feldbäckereien und -Schlächtereien kriegsgemäß vereinfachen.

Alle diese Neuerungen wurden bei den großen Herbstübungen des Jahres 1891 auf der Fröttmanninger Heide, welche die ganze bayerische Armee vereinigte, auf ihre Zweckmäßigkeit erprobt. Unter den Augen des Prinzregenten und des Bundesfeldherrn manövrierten auf dem Gelände zwischen Dachau und Indersdorf das I. Armeekorps gegen das II., dann beide Armeekorps gegen den markierten Feind. Die Oberleitung lag in den Händen des Prinzen Leopold.

Das günstige Ergebnis dieser militärischen Übung großen Stils fand warme Anerkennung seitens des obersten Kriegsherrn, der den Prinzen Leopold à la suite des 3. Feldartillerie-Regiments stellte, jenes Truppenteils, in dessen Verbande sich der Prinz einstmals die höchste militärische Auszeichnung erwarb. Außerdem ernannte ihn der Kaiser zum General-inspekteur der IV. Armeeinspektion. Da sein Befehlsbereich sich außer dem bayerischen Kontingent auch auf das III. und IV. preußische Armeekorps erstreckte, so knüpfte diese Aus-

zeichnung ein neues Band militärischer Einheit zwischen dem Süden und Norden.

Noch mehr: ein paar Monate später, an seinem fünfzigsten Geburtstage, wurde der Prinz zum Generaloberst der Kavallerie mit dem Range eines Generalfeldmarschalls befördert.

In dem Handschreiben, mittels dessen ihn der Kaiser zu dieser Auszeichnung beglückwünschte, rühmte der oberste Bundesfeldherr das „hingebende Interesse," mit dem sich Prinz Leopold der militärischen Entwicklung und Leistungsfähigkeit des Heeres wie dem Wohle des deutschen Vaterlandes widmete.

Würden — Bürden.

Wiederum ward Bayern der Schauplatz einer gewaltigen militärischen Übung, diesmal — im September 1897 — einer solchen, wie sie in gleichem Umfange in Deutschland bisher noch nicht durchgeführt worden war, operierte doch die ganze bayerische Armee gegen das VIII. und XI. preußische Armeekorps! Generalidee: eine Westarmee überschreitet in den letzten Tagen des August den Rhein bei und unterhalb Koblenz. Eine Ostarmee versammelt sich hinter dem Thüringer Walde, der Werra und oberen Weser. Aus Bayern sollen Verstärkungen zu ihr stoßen.

Wieder einmal traten die Bayern den Preußen zum Waffengange gegenüber — gleichfalls, wie 1866, am Main — aber es war ein friedlicher Wettstreit, in dem sie ihre Kräfte maßen.

Die Ostarmee führte Prinz Leopold, die Westarmee Graf Haeseler. Diesem genialen Strategen gegenüber hat sich der bayerische Generaloberst nicht nur mit Ehren behauptet, sondern dessen Truppen sogar zur Rückwärtsbewegung genötigt!

Der verdiente Lohn blieb nicht aus. In sinniger Weise ernannte der Prinzregent den an Erfolgen reichen Sohn zum Inhaber des 1. Schweren Reiter-Regiments. Eine größere Freude konnte dem Prinzen kaum erblühen — war er doch mit Leib und

Seele Kavallerist, fühlte er sich doch während seines ganzen Dienstlebens als Angehöriger dieses schneidigen Regiments.

Kein Ehrentag des Regiments wurde gefeiert, dem sein Chef nicht durch seine persönliche Teilnahme eine besondere Weihe verliehen hätte; und wenn das Prinzenpaar sich an einer Wohltätigkeitsaktion beteiligte, so geschah es im Rahmen dieses glanzvollen Regiments. Und als Prinz Leopold auf fünf Jahrzehnte ehrenvollen Dienstlebens zurückblicken durfte, wählte er den Offizier-Speisesaal der Schweren Reiter, um dies seltene Jubelfest hier im Kreise seiner Kameraden zu begehen. Neben zahlreichen früheren Regimentsangehörigen hatten sich die kommandierenden Generale sämtlicher Armeekorps im Befehlsbereich der IV. Armeeinspektion eingefunden, sowie Abordnungen der beiden Regimenter, die in Prinz Leopold ihren Chef verehrten: des Königlich preußischen Dragoner-Regiments Nr. 7 und des k. u. k. österr.-ungar. Korps-Artillerie-Regiments Nr. 7 (das Kaiser Franz Josef dem Prinzen am 7. April 1872 verliehen hatte).

In Wort und Lied ward das Lebenswerk gefeiert, für das Prinz Leopold ein halbes Jahrhundert lang seine Kräfte einsetzte — mancherlei Gaben, doch ein Geist, waren doch alle diese herzlichen Kundgebungen auf den Ton gestimmt, den eine Charakteristik des hohen Herrn von seiten eines der letzten Kommandeure der Schweren Reiter, Freiherrn von Speidel, durchklingt:

„Das 1. Schwere Reiter-Regiment war stolz auf seinen Inhaber. Es war sich des großen Rückhalts bewußt, den ihm dessen nie erlahmendes Interesse gewährte. Das Regiment verehrte seinen Inhaber aber auch als Vorbild aller soldatischen Eigenschaften; es hing an ihm mit inniger Dankbarkeit, denn die Art, wie Prinz Leopold bei jeder Gelegenheit und bei jedem Zusammentreffen mit dem Regiment und mit dessen einzelnen Angehörigen verkehrte, kam vom Herzen und ging zum Herzen."

Siebentes Kapitel.

Prinz Leopold als Soldat.

Für fürstliche Kinder, denen der Glückszufall ihrer Geburt das Offizierspatent gewissermaßen schon in die Wiege legte, bedeutete der Soldatenberuf meistens nur einen angenehmen Zeitvertreib.

Prinz Leopold war niemals von Beruf Prinz und nur nebenbei oder gar nur zum Vergnügen Soldat, sondern er war zwar Prinz, aber von Beruf Soldat. Noch mehr: vermöge seines Fleißes und seines weitschauenden Blickes für die Erfordernisse kriegsmäßiger Ausbildung hat dieser Fürstensohn die in ihm schlummernde Begabung für den Militärstand bis zu einer solchen Vollkommenheit gesteigert, daß Fachleute ihn mit Recht als ein „militärisches Genie" kennzeichneten.

Wie bereits nachgewiesen, hat es sich Prinz Leopold zur Lebensaufgabe gestellt, der bayerischen Armee die gleiche Schlagfertigkeit zu verleihen, wie sie ihrer preußischen Schwester seit den Tagen der Befreiungskriege eignete.

Diese bahnbrechende Wirksamkeit ihres genialen Führers erkannte die bayerische Armee dankbar an, darum verehrte sie ihn neben dem General von Orff als ihren Erneuerer und als einen Mitbegründer des Schlachtenruhmes, mit dem der Weltkrieg die tapferen Bayern krönte.

Prinz Leopold hat seinen Untergebenen niemals Leistungen zugemutet, an die er nicht selber seine Kräfte setzte. Wie er bei der Besichtigung von Kavallerie-Regimentern als erster die Hindernisse nahm, deren Überwindung er vorschrieb, so war ihm im Weltkriege trotz seiner vorgerückten Jahre kein Unterstand zu tief, in den er nicht hineinstieg, keine Leiter zu hoch, wenn es galt, einen aussichtsreichen Beobachtungsstand zu gewinnen. Im Bewegungskriege folgte er häufig den militärischen Operationen in den vordersten Reihen mit derselben Kaltblütigkeit, mit der er beim Durchbruchsversuch der Russen bei Baranowitschi im Galopp durch feindliches Schnellfeuer bis dicht hinter die Schützenlinie sprengte!

Wer an sich selber hohe Anforderungen stellt, der verlangt auch von seinen Untergebenen die Hergabe des Besten, was sie zu leisten vermögen. Und wie dieser Offizier sich nie mit einer Scheintätigkeit begnügte, sondern an jede Aufgabe, die er übernahm, immer mit ganzer Kraft heranging, so ließ er sich weder je durch das Raketenfeuerwerk billiger Scheinerfolge blenden noch durch Abschweifungen von der Hauptsache beirren: immer ging er den Dingen auf den Grund.

Vorgesetzte dieser Art pflegen im allgemeinen weder bequem noch angenehm zu sein. Auch Prinz Leopold war ein gar gestrenger Herr. Aber dennoch hatte er unter denen, die er nach seiner pflichtmäßigen Überzeugung hart anzufassen genötigt war, kaum einen persönlichen Feind. Denn jeder Offizier, jeder einfache Mann war von des Prinzen Gerechtigkeitsliebe felsenfest überzeugt. Wie im gesellschaftlichen Verkehr des prinzlichen Hauses, so bedeutete ihm auch im geregelten Dienste die Leistung alles, nichts die Person. Demgemäß widmete er Offizieren, auch wenn ihr Auftreten ihm nicht sonderlich zusagte, jede Förderung, wofern sie das in sie gesetzte Vertrauen rechtfertigten.

Wenn Prinz Leopold ein Regiment kommandierte, einen größeren Truppenverband führte oder im Anschluß an eine Besichtigung seine Wahrnehmungen in der Kritik zusammenfaßte, so hatte jeder Offizier den Eindruck: hier steht eine überragende Persönlichkeit vor uns; dieser Mann übertrifft die meisten Kameraden an Wissen und Können; sein etwaiger Tadel hat nichts gemein mit den — gesuchten — Einwänden jener Befehlshaber, die zwar selber nichts Hervorragendes leisten, aber dessen ungeachtet, vielleicht gerade deswegen, am schärfsten urteilen.

Seine Besprechungen vorgeführter Leistungen — sei es im Regiment oder im Rahmen größerer Truppenverbände — waren in hohem Grade belehrend und so überzeugend, daß jeder Zuhörer auch seinen Worten g l a u b t e (was von landläufigen Manöverkritiken nicht immer galt!). In geradezu glänzender Weise charakterisiert sein langjähriger Adjutant bei der IV. Armeeinspektion Prinz Leopolds Eigenart in der Abhaltung militärischer Kritik:

„Seine Worte waren ebenso sachlich wie lehrreich. Nie wiederholte er bereits einmal Gesagtes, nie bewegte er sich in allgemeinen Redensarten, fast stets gelang es ihm, das Bemerkenswerte herauszugreifen, neue Gesichtspunkte aufzustellen, das Kriegsmäßige im Gegensatz zu Friedensgewohnheiten zu betonen. Fast stets hat er — wie mir hundertemale von Offizieren aller Grade in Preußen und Bayern versichert wurde — den Nagel auf den Kopf getroffen. Nie hat er auch gezögert, zu Fragen, die in einem speziellen Falle aufgeworfen wurden, oder welche die Armee gerade besonders beschäftigten, klipp und klar Stellung zu nehmen, selbst auf die Gefahr hin, später mit dem gleichen Freimut zugestehen zu müssen, daß er sich getäuscht habe, eine Möglichkeit, die übrigens nur in verschwindend wenigen Fällen eintrat. Aber alles, was der Prinz sagte, war seine

eigenste Meinung. Aus mehrjähriger, persönlicher Erfahrung kann ich auf das Bestimmteste versichern, daß sich der Inhalt seiner Besprechungen in keiner Weise auf Notizen oder Bemerkungen der Offiziere seines Stabes aufbaute. Meist äußerte sich auch der Prinz ihnen gegenüber vorher gar nicht über das, was er sagen, besprechen oder kritisieren wollte; nur ganz selten sagte er: ‚Bitte, notieren Sie sich das für die Kritik', und ich für meine Person habe es auch in diesen wenigen Fällen nie erlebt, daß ich ihn dann auf einen so festgelegten Punkt aufmerksam machen mußte.

Bei dem eigentümlichen Vorgesetztenverhältnis des Armee-Inspekteurs, dem nach der bestehenden Vorschrift und Gepflogenheit zu schreiben alles, zu sagen eigentlich so gut wie nichts erlaubt war, und bei der hohen, eifersüchtig gewahrten Stellung, welche die Kommandierenden Generale — zwar keineswegs in Bayern, um so mehr aber in Preußen — inne hatten, war es für den Prinzen nicht leicht, als Inspekteur den Einfluß zu gewinnen, den auszuüben er für seine Aufgabe und seine Pflicht hielt. Das überragende Gewicht seines Wissens wie sein feiner in der Art und Form seiner Besprechungen zum Ausdruck kommender militärischer Takt haben ihm aber auch bei dem preußischen III. und IV. Armeekorps alsbald höchstes Ansehen verschafft. Es war für mich nicht nur interessant, sondern auch in hohem Maße erfreulich, zu sehen, wie die preußischen Offiziere zuerst erstaunt aufhorchten, als nach ihrem Kommandierenden General noch jemand — und noch dazu ein bayerischer Prinz — das Wort zu eingehender Besprechung ergriff, wie dies Erstaunen bald in Aufmerksamkeit überging, wie die bereits angezündeten Zigaretten nach und nach ausgingen, da die Raucher vergaßen, sie in Brand zu erhalten, und wie schließlich alle gespannt auf die Worte des Prinzen lauschten, die ihnen doch sehr bemerkens-

wert erschienen. Nie habe ich gehört, daß ein preußischer General sich durch die Worte des Prinzen verletzt gefühlt hätte. Sehr viele, darunter die Generalfeldmarschälle von Bülow und von Hindenburg, haben mir wiederholt versichert, daß sie sich immer freuten, wenn der Prinz zu ihren Besichtigungen kam und daß sie sich mit ihm stets gerne über militärische Fragen besprachen."

Da der oberste Kriegsherr bekanntlich aus den Reihen der Generalinspekteure die Armeeführer für den Kriegsfall entnimmt, so ist es natürlich, daß Prinz Leopold mit der Möglichkeit rechnete, er werde einmal sein Wissen und Können auf der Walstatt erproben. Er war sich demgemäß bewußt, daß er zu dieser höchsten und verantwortungsvollsten Aufgabe nur dann in der Lage wäre, „wenn sich bei ihm umfassende, vertiefte Kenntnisse und nur durch ständige Übung zu erreichende Gewandtheit in der Truppenführung mit dem vereinten, was Graf Schlieffen als das Salböl Samuels bezeichnete. Er war — wie Schlieffen — auf das Tiefste davon überzeugt, daß angestrengteste Arbeit als Vorbereitung für den Feldherrn unumgängliche Notwendigkeit sei und daß es im Kriege nichts Gefährlicheres geben könne, als einen ‚Dilettanten' an maßgebender Stelle. Er zweifelte nicht daran, daß der göttliche Funke des Feldherrntums nicht ohne weiteres eine Beigabe hoher Geburt oder ein selbsttätig wirkender Ausfluß vermeintlich angeborener Genialität ist, sondern daß er mit eisernem Fleiße dem ihn verwahrenden Felsen abgetrotzt und abgerungen werden muß. So hat denn der Prinz unabläßig an seiner Vervollkommnung als Soldat gearbeitet."

Mit der Theorie, welche ihm ein eifriges häusliches Studium erschloß, verband Prinz Leopold die Praxis, indem er bei keiner Übung von irgendwelchem militärischen Interesse fehlte, falls

diese sich von München aus einigermaßen erreichen ließ; und als ihn das Amt des Generalinspekteurs nach Brandenburg und nach der Provinz Sachsen führte, war er auch hier bestrebt, zu sehen, zu hören, zu prüfen. Er war hierbei von einer Unermüdlichkeit, welche die ihm zugeteilten Herren vielleicht nicht immer angenehm empfanden. Nie war ihm eine Besichtigung zuviel — ganz gleich, ob es sich um ein Bataillon oder ein Kaisermanöver handelte — stets widmete er allen Zweigen des Dienstes, die man ihm vorführte, das gleiche, unverminderte Interesse.

Aus der glücklichen Zeit, da Prinz Leopold das 1. Schwere Reiter-Regiment befehligte, ist ihm eine gewisse Vorliebe für die Kavallerie verblieben. Wenn er sich auch bemühte, diese nie laut zu äußern, so entschlüpfte ihm doch hie und da die Bemerkung „Wir Kavalleristen". Glaubte aber der fürstliche Herr den etwa anwesenden Angehörigen anderer Waffengattungen hierdurch zu nahe getreten zu sein, so verbesserte er sich sogleich: „d. h. damals, als ich noch Kavallerist war". Trotz dieser Hochschätzung — und dieser Zug spricht wieder für des Prinzen Gerechtigkeitssinn — gestand er jederzeit der Infanterie ihr Recht als Hauptwaffengattung zu, die, ungeachtet aller Triumphe der Technik, letzten Endes doch die Entscheidung eines Krieges herbeiführt.

Aber Prinz Leopold — der bereits als Leutnant einen Preis im Steeplechase gewann — ist nicht nur sattelfest, der fürstliche Herr meistert auch das Fahrrad.

Einst hatte Prinz Leopold in Dillingen einem Schießen der Offiziere beigewohnt. Zwischen dem kleinen Imbiß, der sich daranschloß, und der Heimfahrt blieb noch ein Zeitraum von zwei Stunden.

Wie ließ sich diese Zeit angenehm und nutzbringend verwerten?

Der Kommandeur macht den Vorschlag, zu einer gleichzeitig stattfindenden Schießübung auf laufende Wildscheiben hinauszufahren.

„Königliche Hoheit," fragt der begleitende Offizier, „die Wagen stehen in der Kaserne bereit, soll ich sie bestellen?"

„Wir können ja radeln," entgegnet der Prinz, schwingt sich aufs Rad und ist im Nu davongeeilt!

Draußen entleiht er sich ein Gewehr, gibt drei Schüsse ab und — erzielt mit 33 Punkten die Höchstleistung!

Wie jeden neu auftauchenden Sport, so hat dieser vielseitige Truppenführer auch das Flugwesen von seinen Anfängen an mit lebhafter Teilnahme verfolgt. Im Mai 1913 stieg er im Flugzeug des Grafen Wolfskeel selber in die Lüfte und begleitete diesen Piloten auf einem Fluge von Schleißheim nach München und zurück. Als er im Weltkriege unerwartet eine Fliegerabteilung seines Befehlsbereichs besichtigt, fragt er:

„Ist eine Maschine startbereit?"

„Jawohl, Eure Königliche Hoheit."

„Nun, dann fahren wir."

Zum Erstaunen der Truppe unternimmt dann dieser ewige Jüngling sogleich einen Rundflug!

Wie Prinz Leopold den Mannschaften streng, aber durchaus wohlwollend gegenübertrat, so war er im Umgang mit seinen Offizieren leutselig, ja kameradschaftlich. Er hegte für den Offizierstand eine solche Hochschätzung, daß es ihm schlechterdings unmöglich war, einen Angehörigen des Offizierkorps hart anzulassen. Ungerügt blieb kein Versehen, ungestraft kein Vergehen, aber er brachte Unzufriedenheit und Mißbilligung in anderer — vielleicht eindringlicherer — Weise zum Ausdruck. Dafür ein Beispiel statt vieler.

Als Prinz Leopold die Schweren Reiter kommandierte, war

ein junger Offizier infolge Sturzes mit dem Pferde dienstunfähig. Bei fortschreitender Genesung durfte er täglich ein paar Stunden lang ausgehen. Da forderte ihn ein Kamerad zu einem Ausfluge ins Gebirge auf. „Ich darf noch nicht ausreiten," entgegnet der Leutnant.

„Das macht nichts, da nehmen wir uns eben einen Wagen," meint der „Verführer".

Gesagt, getan. Der Rekonvaleszent läßt sein Dienstpferd vor einen Mietswagen schirren — und fort geht's hinaus über Berg und Tal.

Die Sache kommt auf dem Dienstwege dem prinzlichen Kommandeur zu Ohren. Prinz Leopold läßt den übermütigen Leutnant kommen und führt ihm sein Unrecht in so schonender Weise auseinander, daß dieser sich in Zukunft vor ähnlichen Entgleisungen in acht nahm.

Der junge Offizier von einst ist mit der Zeit zum General aufgerückt, aber noch an der Schwelle des Alters übermannt ihn — wie er mir versicherte — ein Gefühl der Rührung, wenn er der ritterlich-wohlwollenden Weise gedenkt, in welcher ihn Prinz Leopold damals auf den Weg der Pflicht zurückwies!

Treffender als alle langatmigen Schilderungen es vermögen — und ganz gewiß im Sinne vieler Heeresangehöriger — kennzeichnet ein anderer hoher Offizier, der jahrelang im Frieden und im Kriege unter seinem Kommando stand, Generalleutnant Freiherr von Seckendorff, des Prinzen Wesen und militärische Wirksamkeit:

„Wir alle hegen hohe Verehrung und Liebe für Seine Königliche Hoheit den Prinzen Leopold von Bayern als unsern höchsten Vorgesetzten und besten Kameraden. Er steht dauernd vor uns als höchstes Vorbild als Soldat und Führer und als vortrefflicher, mit allen Soldaten- und Mannestugenden aus-

gestatteter Mann, als treuer Diener des obersten Kriegsherrn und als unendlich wohlwollender, gütiger, leutseliger Vorgesetzter. Er hat infolge seiner umfassenden Bildung das lebhafteste Interesse für alle Zweige des Dienstes, einschließlich der Kriegsverwaltung, die er nach jeder Richtung hin fördert.

Die Tage seines Erscheinens in den ihm unterstehenden Kriegs- und Verwaltungsgebieten sind Freudentage für alle seine Untergebenen und verleihen ihnen neuen Ansporn für rastlose, froh schaffende Arbeit zum Besten des gemeinsamen Vaterlandes."

Etwas einfacher bekennt General Litzmann, der Eroberer von Kowno, — gleichfalls im Sinne vieler —:

„Ich verehre den klarblickenden, entschlossenen und liebenswerten Herrn aufrichtig."

Achtes Kapitel.

Prinz Leopold als Mensch.

Sogenannte „komplizierte" Charaktere, die mit sich und meist auch mit ihrem Nächsten im Unfrieden leben, entschuldigen ihr stetes Suchen und Tasten, ihre Irrtümer und Fehlgriffe gern mit dem Dichterwort: „Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch". Tatmenschen sind fast immer verhältnismäßig einfache Charaktere; sie enthüllen sich dem Auge des welt- und menschenkundigen Beobachters wie ein aufgeschlagenes Buch. Ohne viel nach links und rechts zu blicken, wandeln sie ihre — je nachdem — rosenbestreute oder staubgraue Straße: ein Ziel, ein Wesenszug verleiht ihrem Wege Maß und Richtung.

Eine solche einfache Natur, ohne Selbstüberschätzung und Verbogenheit, ist Prinz Leopold. Pflichtbewußtsein stellt den Grundzug seines Wesens dar; diesem entspringen alle Eigenschaften seines Geistes und Gemütes.

Bezeichnend für diesen seinen Wesenszug sind folgende Äußerungen.

Als Prinz Arnulf unerwartet in der Blüte seiner Jahre aus dem Leben schied, beklagte seine einzige Schwester Therese das herbe Schicksal des Verblichenen, der gerade in dem Augenblicke starb, als er nach vieljährigem Heeresdienst — dem er sich mit Einsetzung aller seiner Kräfte gewidmet hatte — in den

Ruhestand getreten war und sich nun uneingeschränkt dem Genuß weiter Reisen hätte hingeben können.*) Prinz Leopold antwortete gelassen:

„Er hat seine Pflicht getan, und das ist die Hauptsache!"

Da Prinz Leopold an sich selbst die höchsten Anforderungen stellte und im Dienste seiner Pflicht seine Kräfte bis zum Äußersten anspannte, so wagte es im Weltkriege befreundeter Mund, ihm Schonung und Rücksichtnahme auf seine Gesundheit anzuraten. Der pflichttreue Herr aber erwiderte:

„Schließlich ist es ganz gleich, ob man einmal im Dienste zugrunde geht. Wenn man nur seine Pflicht tut! Das ist für uns alle doch das Höchste und ganz natürlich und einfach."

Geweckt von der seltenen Mutter, lebte in dem Prinzen Leopold von frühester Jugend an das Bewußtsein, daß seine bevorzugte Stellung ihm weniger Rechte verlieh als vielmehr die bereits von Homer gekündete Pflicht auferlegte, „immer der beste zu sein und anderen überlegen".

Die Pflicht gegen das fürstliche Haus, dem er entstammte, nötigte ihn oft zur Zurückhaltung und zwängte ihn in den Panzer der Unnahbarkeit, wo er vielleicht die ganze Fülle seines reichen Gemütes erschlossen hätte.

Ein Meister ist Prinz Leopold in der Kunst der Selbstbeherrschung. Himmelhochjauchzendes Entzücken ist ihm ebenso fremd wie Ausbrüche wilden Zornes. Während eisenfeste Persönlichkeiten der Weltgeschichte ihren Unmut an ihrer Umgebung — mitunter sogar an wehrlosen Gebrauchsgegenständen — ausgelassen haben, hat Prinz Leopold in ähnlicher Lage, d. h. beim Einlauf unangenehmer Meldungen, nie mit der Wimper gezuckt:

*) Prinz Arnulf starb am 12. November 1907 zu Venedig am Schlusse einer mehrmonatigen Reise nach Zentralasien — der ersten, die er sich als inaktiver Offizier gönnte.

er hat es eben als selbstverständlich erachtet, daß Überlegung und guter Wille die etwa verfahrene Angelegenheit wieder in das richtige Geleise einlenkt.

Aber auch von Sentimentalität wird man in seinen Äußerungen kaum je einen Anflug entdecken, und doch enthält eine vielleicht flüchtig hingeworfene Notiz eine ganze Skala weicher Gefühle, wenn er nämlich auf dem Jagdausflug im Herzen Ostafrikas im Winter 1913 der Freude früherer Jahre gedenkt: „Um diese Zeit ging es sonst mit Papa in den Spessart. Das ist für immer vorbei.“ Oder am Allerheiligentage, dem Namenstage des Prinzregenten: „Ein wehmütiger Tag. Sonst für uns alle ein Festtag, an dem wir uns um den lieben Papa scharten. Diesmal, zum ersten Male — nichts.“ Desgleichen am Sylvestertage, gleichfalls im fernen Erdteile: „Vor zwei Jahren waren wir abends zum letzten Male alle bei Papa versammelt.“ Ebenso, in weicher Tropennacht: „Vor Sonnenaufgang erfreute ich mich am Anblick des großen Bären, was liebe, heimatliche Gedanken erweckte.“ Es ist wahr: Gefühlsweichheit zeigt Prinz Leopold nicht, denn sie steht im Widerspruch zur harten Soldatenpflicht; aber im Grunde seines Herzens schlummern Pietät, Dankbarkeit, Güte.

Welch ein herzliches Verhältnis spann sich zwischen dem Prinzen Leopold und seinem Vater, dem Prinzregenten! Die kindliche Liebe der Jugend hatte sich mit den Jahren zur ehrfurchtsvollen Pietät gewandelt. Wenn der Prinz in München weilte, stattete er dem alten Herrn jeden Tag einen Besuch ab, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen und die Tagesneuigkeiten durchzuplaudern. Wir treten gewiß keinem der anderen Kinder des Prinzregenten zu nahe, wenn wir behaupten, Leopold war — uneingestanden — des Vaters besonderer Liebling; mit keinem der Geschwister verstand sich der Vater so gut wie

mit dem zweitgeborenen Sohne. Die Pietät dieses Prinzen berührte den greisen Vater so wohltuend, daß dieser in den letzten Monaten seines Lebens wiederholt voll Rührung äußerte: „Leopold, guter Sohn!“

Mit gleicher Pietät ehrte Prinz Leopold das Andenken seines Großoheims, des Feldmarschalls Prinzen Karl von Bayern, dessen Name sein geliebtes Regiment, die 1. Schweren Reiter, verewigte. Alljährlich, am 4. November, dem Namenstage des verstorbenen Marschalls, sah der Prinz die Offiziere seines Regiments zu einem „Prinz-Karl-Diner“ als Gäste an seiner Tafel, auch als er längst aus dem Verbande dieses Truppenteils geschieden war. Wie sehr ihm diese Erinnerungsfeier am Herzen lag, beweist eine Tagebucheintragung, gleichfalls von der Afrikareise: „Den ganzen Nachmittag mußte ich an Zuhause, das Prinz-Karl-Diner und Perfalls 60. Geburtstag denken.“

Gegen Menschen, denen er näher getreten war und die er seines Vertrauens würdigte, war Prinz Leopold von einem stets gleichbleibenden warmen Wohlwollen erfüllt, das nach deren Hinscheiden als Pietät das Grab überdauerte. Wenn der Prinz den Söhnen und anderen Angehörigen dieser Getreuen begegnete, wurde er nicht müde, den Verstorbenen allerlei Verdienste nachzurühmen, ihre denkwürdigen Äußerungen und sogar Scherzworte zu wiederholen.

Diese Pietät ist vielfach ein Ausfluß seiner Dankbarkeit. Wir wissen, daß der Hauptmann von Malaisé trotz seiner Strenge sich des Prinzen höchste Verehrung erwarb. Als dieser Offizier im Jahre 1892 starb, begnügte sich Prinz Leopold nicht damit, an der Bahre seines einstigen Erziehers einen Kranz niederlegen oder sich durch einen Abgesandten vertreten zu lassen, nein, er unterbrach seinen Erholungsurlaub in Oberstdorf im Allgäu, um den Hinterbliebenen persönlich seine Anteilnahme

zu bekunden und dem Entschlafenen die letzte Ehre zu erweisen. Die gleiche dankbare Gesinnung bewahrte er auch gegen die Erzieher und Erzieherinnen seiner eigenen Kinder, die er — als die Kinder längst erwachsen waren — noch alljährlich zur Weihnachtsfeier einlud. Wohl bewußt, daß der Dienst in einem fürstlichen Hause größere Opfer von der persönlichen Freiheit erforderte, als es die Allgemeinheit ahnte — welche nur die glänzende Außenseite blendet —, bewertete Prinz Leopold die ihm und seinem Hause gewidmeten Dienste mit fürstlicher Großmut, die ein schönes Verhältnis gegenseitiger Anhänglichkeit zeitigte. Auch wenn sich das Dienstverhältnis löste, wob die Teilnahme und — nötigenfalls — die Fürsorge für die einstigen Hausgenossen das Band der Zusammengehörigkeit weiter.

Wie es dem Prinzen Leopold in tiefster Seele widerstrebte, sein Denken und Handeln auf den Piedestal der Öffentlichkeit erhoben zu sehen, so hat er es stets verschmäht, sich mit Stiftungen und Spenden zu wohltätigem Zweck in die Spalten der Tageszeitungen zu drängen. Aber im Stillen hat er hilfsbereit und freigebig viel Leid gelindert, manche Träne getrocknet; einer innerlich begründeten Bitte hat sich sein Ohr nie verschlossen. Als Träger seiner in feinster Form geübten Wohltätigkeit kamen freilich in erster Linie Heeresangehörige in Betracht.

So ließ Prinz Leopold die ihm als Ritter des Militär-Max-Joseph-Ordens zustehende Jahrespension zu einer Stiftung zugunsten des 3. Feldartillerie-Regiments — in welchem er sich bekanntlich diese hohe Auszeichnung verdiente — anwachsen. Ebenso spendete er dem Offizierkorps des 7. Infanterie-Regiments Prinz Leopold, dessen Oberstinhaber er war, ein Kapital, welches zu gemeinnützigen Einrichtungen und zu kurzen, unverzinslichen Darlehen an Offiziere verwendet werden sollte.

Mit reichlichen Unterstützungen bedachte er ferner gediente

Soldaten und spendete namhafte Beiträge zu den Erziehungskosten der Kinder von den im Kriege 1870/71 zu Unteroffizieren beförderten Mannschaften.

Ganz besonders verstand es der Prinz, der Notlage eines ihm Nahestehenden zu begegnen, noch ehe sie sich äußerte.

Einer seiner Adjutanten, der mit Glücksgütern nicht übermäßig gesegnet war, hatte sich im Laufe der Jahre eine kleine Summe zusammengespart, um seiner kunstliebenden, jungen Frau die Herrlichkeiten Italiens zu zeigen. Auf der Rückreise warf ihn der Typhus aufs Krankenlager und hielt ihn fast einen Monat über die in Aussicht genommene Zeit in einem Hotel in Venedig fest. Als er — noch ganz elend — nach München zurückkehrte, war der erste Mensch, der ihn aufsuchte, Prinz Leopold. Die junge Frau empfing den hohen Herrn.

„Darf ich den Herrn Oberleutnant einmal allein sprechen?“ fragte der Prinz und machte dann diesem im Krankenzimmer fast verlegen das folgende Anerbieten:

„Ich weiß, Kranksein im Hotel — noch dazu im Auslande — ist eine sehr kostspielige Sache. Es wäre mir daher ein besonderes Vergnügen, wenn Sie mir erlauben, da eingreifen zu dürfen ...“

Der überraschte Adjutant konnte dankend versichern, daß er der Hilfe nicht bedürfe; aber nie im Leben hat er dem Prinzen diese zarte Aufmerksamkeit vergessen, ebensowenig die feine, unendlich liebenswürdige Art, mit der ihm dieser seine Hilfe anbot.

Der gleiche Offizier war einst bei einer Dienstreise in Begleitung des Prinzen an einem choleraähnlichen Leiden erkrankt und hatte hiervon ein chronisches Leiden zurückbehalten. Infolge seiner späteren Verwendung als Generalstabsoffizier fand er nicht die Zeit, eine ihm ärztlicherseits dringend angeratene Kur in Karlsbad zu gebrauchen, deren Kosten ihm wohl auch im Ver-

hältnis zu seinem Einkommen etwas hoch dünkten. Prinz Leopold wußte dies; und da er nun selber zweimal nacheinander wegen Gallensteinkolik nach Karlsbad reisen mußte, so bat er beide Male den Divisionskommandeur, bei dem jener verwendet war, ihm den Offizier als Begleitung für ein paar Wochen freizugeben. Wollte dieser am Ende des Kuraufenthalts seinen Dank zum Ausdruck bringen, unterbrach ihn der Prinz beide Male mit den Worten:

„Sie haben mir doch nichts zu danken? Ich schulde Ihnen Dank, daß Sie mich begleitet und die ganze Langeweile hier auf sich genommen haben!"

Nicht wahllos und nicht leicht wandte Prinz Leopold jemandem seine Gunst zu. Dennoch befähigten ihn seine außergewöhnliche Begabung, sein scharfer, in hohem Maße kritischer Verstand zu einem sicheren, schnellen Urteil, das sich durch Zuträgereien, Einflüsterungen und vorgefaßte, nicht durch Tatsachen begründete Meinungen dritter Personen in keiner Weise beeinflussen ließ.

Andererseits ist Prinz Leopold zu klug, um seine eigene, nach bestem Wissen und Gewissen ausgesprochene Ansicht für absolut zutreffend, für „objektiv" unbedingt richtig zu halten. Im Gegenteil: er ließ sich überzeugen, wenn er sich geirrt hatte, und gab dies nachher offen zu. Wurde ein Befehl nicht sofort aufs Sorgfältigste ausgeführt, so hatte der Untergebene eine scharfe Zurechtweisung zu gewärtigen. Mit der mißbilligenden Äußerung war für ihn die Sache erledigt. Von Nachtragen oder späterem Daraufzurückkommen — keine Rede! Prinz Leopold war eben großzügig: die Hauptsache faßte er ins Auge, Kleinigkeiten beobachtete er wenig. „Er sieht das Kleine klein, das Große groß".

Wie gegen unerbetene Ratschläge, so war der Prinz auch

gegen Schmeichelei unempfindlich. Über diesen Punkt stellt der General der Kavallerie Ludwig Freiherr von Gebsattel*) für das vorliegende Werk neben mancher in Vorigem dargebotenen Bemerkung noch folgende Erinnerung zur Verfügung.

„Als ich dem Prinzen einmal mein Befremden darüber aussprach, daß höhere Vorgesetzte oft glatt auf Schmeicheleien oder sogenannte Schusterei hereinfielen, die jeder Untergebene sofort als solche erkenne, erwiderte er mir: ‚Im Kriege, da will ich Ihnen über jeden Menschen, den ich beobachten kann, nach vierzehn Tagen ein Urteil abgeben, so richtig, als wenn der Betreffende von Glas wäre. Im Frieden aber ist das unmöglich. Da ist die Frage, was Schusterei und was wirkliche Ergebenheit, was militärisches Unterordnungsgefühl und was Schmeichelei ist, für den Vorgesetzten oft gar nicht zu lösen.‘ Fragte der Prinz aber einmal einen Untergebenen um seine Ansicht oder um seine Meinung, was allerdings recht selten vorkam, dann wollte er diese auch wirklich hören, nicht etwa bloß eine Bestätigung der eigenen. Man war dann durchaus sicher, daß der hohe Vorgesetzte einem auch eine direkt entgegengesetzte Stellungnahme, einen direkten Widerspruch niemals übel nehmen, niemals falsch auslegen würde. Es mag dies selbstverständlich klingen — meine Lebenserfahrung hat mir aber das Gegenteil bewiesen. Überhaupt hat der Prinz aufrichtige Ehrlichkeit nie verübelt, sondern im Gegenteil stets zu schätzen gewußt, wenn man nur in den Grenzen blieb, die gute Erziehung jedem Menschen vorschreibt. Vermochte man eine inhaltlich noch so scharfe Bemerkung in ein witziges Gewand zu kleiden, so war man sogar seines Beifalls sicher. Wenn der Prinz bemerkte, daß ich mich zurückhielt, irgendein scharfes Urteil auszusprechen, dann sagte er nicht selten: ‚Sagen Sie doch, was Sie denken. Natürlich ist's wieder eine

*) Nicht zu verwechseln mit dem bekannten Politiker General von Gebsattel.

unglaubliche Bosheit. Aber das macht nichts!' und dann quittierte er meine Äußerung meist mit einem vergnügten Lächeln."

Im allgemeinen ist Prinz Leopold eine so ernst gerichtete Natur, daß er selbst in angeregter Gesellschaft, in gehobener Stimmung kaum je danach trachtet, seine Umgebung durch gesucht geistreiche „Aperçüs" und „Bonmots" zu blenden oder durch Witze und Geschichtchen zu unterhalten. Und dennoch, wie anregend, wie fesselnd weiß er zu plaudern! Wen er zur Tafel einlädt, der ist erstaunt über die umfassende Bildung, den reichen Geist und die auf ein gutes Gedächtnis gestützte Belesenheit, welche seine Unterhaltung widerspiegelt: Militär — Jagd — Natur — Reisen — Kunst — Schulwesen — Volkswirtschaft — Technik — in bunter Reihe wechselten die Unterhaltungsstoffe ab, je nach den Berufszweigen, in denen sich die Eingeladenen betätigen. Freiherr von Gebsattel erzählt:

„Ich habe sehr viele Tage in Prinz Leopolds Gesellschaft zugebracht und eine Reihe von Wochen, in denen wir ganz ausschließlich aufeinander angewiesen waren. Von ausgelassener Fröhlichkeit war da nie die Rede, aber der schweigsamen Stunden waren es auch nicht viele; hingegen gab es sehr, sehr viele, in denen ich — namentlich als Soldat — unendlich viel lernte. Der Prinz verstand es ausgezeichnet, ohne zu dozieren, doch aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen und Kenntnisse so zu erzählen, daß man immer zu neuen Fragen angeregt wurde und beim Zuhören, bei Rede und Gegenrede, hohen Genuß fand."

Als der Schreiber dieses Buches Ende April 1918 als Gast Seiner Königlichen Hoheit auf Schloß Bialowies weilte, spielte eines Abends nach der Tafel unten im Kasino die Kapelle des Fronttheaters den Offizieren zu einem kleinen Tänzchen auf, an welchem sich auch die zu den militärischen Thespisjüngern gehörenden Schauspielerinnen beteiligten. Tags darauf kam bei

der Mittagstafel das Gespräch auf den für die jungen Herren vergnügten Abend, auch auf die Tänzerinnen. Da fragte mich Prinz Leopold scherzhaft:

„Waren sie hübsch?“

„Ich weiß es nicht, Königliche Hoheit, ich hab' sie mir nicht angesehen; ich war zu sehr mit meinen eigenen Gedanken beschäftigt.“

„Sie haben recht,“ entgegnete der fürstliche Gastgeber, „für Vergnügungen ist die Zeit zu ernst!“

Bei seinem Ernst und seiner Würde verfügt der Prinz auch über eine gute Dosis Humor. Ein hoher Offizier bemerkte einmal, es sei doch geradezu auffallend, wie dumm der Hirsch in der Brunftzeit sei, so daß sein Schutz eigentlich nur in der Klugheit des Mutterwildes beruhe. Da sah ihn der Prinz durch sein Einglas fast spöttisch an und meinte:

„Glauben Sie, daß der Mensch in der Brunft gescheiter ist . . .?“ —

Wenn es sich nicht um eine militärische Kritik handelte, ergriff Prinz Leopold nur selten, und auch dann nicht gern, das Wort zu einer Rede.

Diese Tatsache wird manchen überraschen, der Reden von ihm las oder hörte, waren doch seine Ansprachen nicht nur inhaltlich treffend und trefflich, sondern auch stets stilistisch formvollendet und wirkungsvoll vorgetragen. Seine echt militärische, von Phrasen sich freihaltende Art nahm jeden, der ihn hörte, gefangen. Sprach der Prinz zu seinen Offizieren, so vermied er jeden nur auf den Effekt berechneten Einschlag. Wie diesem charaktervollen Manne jede Enthüllung seines inneren Wesens widerstrebte, so gestattete er auch der Öffentlichkeit vor allem keinerlei Einblick in die Tiefe seines religiös gerichteten Herzens.

Bei unerschütterlichem Anhangen am Bekenntnis seiner

Ahnen, das seinen Ausdruck fand in regelmäßigem Besuch des Gottesdienstes, selbst auf Reisen und im Felde, war der Prinz kein unduldsamer Fanatiker. Getreu den Traditionen des Wittelsbacher Königshauses schätzte Prinz Leopold den Menschen nur nach seiner durch seine Handlungen betätigten Gesinnung, ohne zu fragen, in welcher Form dieser seinem Herrgott dient: auch dieser Fürst ließ „jeden nach seiner Fasson selig werden.“ Demgemäß ließ er sich in seiner toleranten Gesinnung nicht beirren, wenn an seiner Tafel unfreundliche Äußerungen über die jüdischen Mitbürger fielen. Er ist ein viel zu edler Mensch, ein viel zu ehrlicher Christ, als daß er Verfehlungen einzelner Juden der Gesamtheit zur Last legen würde. Seine Anschauungen in bezug auf Andersgläubige decken sich mit dem Wort des heidnischen Dichters: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben sind wir da!“ —

Wie die Religion, so erschloß auch die Kunst dem Prinzen einen Quell innerer Erhebung. Hierbei erfreute er sich an dem Schönen, wo er es findet, gleichviel welcher „Richtung“ es entstammte. Lenbach und Defregger bewunderte er ebenso wie Uhde und Stuck. Der Prinz ließ keine Gelegenheit vorübergehen, eine nur einigermaßen lohnende Ausstellung zu besuchen, Kunstwerke zu besichtigen, Künstler zu ermuntern. Auch das bescheidenste Museum einer kleinen Stadt vermochte Anziehungskraft auf ihn auszuüben. Die Zerstörung manches unersetzlichen Bauwerkes durch den schrecklichen Weltkrieg ging dem hohen Kunstfreunde nahe wie ein körperlicher Schmerz. Gern besucht der Prinz das Theater, während er Konzerten wenig Geschmack abgewinnt.

Im Verkehr ist Prinz Leopold leutselig, selbst gegenüber dem schlichten Mann aus dem Volke. Namentlich auf der Jagd und fern vom Berufs- und Hofleben gewann er die Herzen durch

die Schlichtheit seines Auftretens wie durch den warmen, leicht bayerisch gefärbten Klang seiner Rede. Wer ihm nahte, von dem wich jede Befangenheit in dem Augenblick, da Prinz Leopold an ihn das Wort richtete.

Bei aller Zurückhaltung, die ihm seine Stellung auferlegte, fühlte sich der Prinz im außerdienstlichen Verkehr als Mensch unter Menschen. Mit vielen unterhielt er sich, manchem trat er näher, aber Freunde im landläufigen Sinne hatte er nur wenige; er war gar nicht freigebig mit dieser Bezeichnung. General Freiherr von Gebsattel hat es stets als eine der höchsten Ehren seines Lebens angesehen, daß ihn der Prinz einmal als seinen Freund bezeichnete.

Es war eben das Los der Könige und anderer fürstlicher Herren, einsam zu wandeln auf der Menschheit Höhen — eins der Opfer, die ihre hohe Stellung ihnen auferlegte. Aber statt einiger weniger gleichgerichteter Standesgenossen gewannen sie die Verehrung, ja die Liebe ganzer Völker, wenn ihr Wesen, ihre Lebensführung und ihre Betätigung auf irgendeinem Gebiete menschlichen Schaffens voranleuchtete.

Ein untrügliches Zeichen für den Wert eines Menschen ist seine günstige Beurteilung durch den voreingenommenen Gegner. Graf Czernin berichtet, daß bei den Friedensverhandlungen zu Brest-Litowsk, die im Heim des Prinzen Leopold stattfanden, „auch die russischen Bolschewiken unter seinem Charme standen, obwohl sie ein doppeltes Vorurteil gegen den Prinzen und gegen den General hatten.“ In einem Briefe an den Verfasser kennzeichnet Graf Czernin den Prinzen folgendermaßen:

„In der Verehrung für den Prinzen Leopold von Bayern finden wir uns. Prinz Leopold ist einer der sympathischsten und angenehmsten Männer, denen ich jemals begegnet bin. Von ruhigem, ausgeglichenem Verstande, dabei zielbewußt und ener-

gisch, stets freundlich und von bestechender Bescheidenheit. Im Kriege hat der Prinz Enormes geleistet, das weiß ein jeder; aber nicht seine Leistungen haben mir am meisten imponiert — denn es gab viele deutsche Generale, die Gleiches mit Recht von sich behaupten können — sondern die Tatsache, daß er es niemals von sich behauptet hat und nur ungern von sich und seinen Erfolgen sprach: darin stand er fast einzig da! Größer als seine Taten war seine vornehme Bescheidenheit; ich habe dasselbe nur noch bei Hindenburg gefunden — beides seltene, liebe Menschen."

Unsere Zeit strebt nach einer allgemeinen Demokratisierung. Wie lange noch, und die Grenzlinien zwischen hoch und niedrig, arm und reich sind vollends verwischt. Der pflichttreue, selbst in bescheidenster wirtschaftlicher Lage unbestechliche, unbeugsam ehrenhafte Offizier gehört scheinbar der Vergangenheit an. Wenn aber einmal der Ruf nach dem Offizier „alten Stils" — freilich nicht nach den Auswüchsen, wie sie der näselnde, unwissende, hochmütige „Schnöselleutnant" verkörperte — laut wird, dann schule sich jener an dem Vorbilde des Prinzen Leopold von Bayern, der in der Geschichte des Heerwesens als ein ganzer Mann, als ein Charakter ohne Schein und Falsch, als ein Ritter ohne Furcht und Tadel, als ein Offizier von soldatischer Einfachheit und unentwegter Pflichttreue fortleben wird.

Neuntes Kapitel.

Familienleben.

Wenn Prinz Leopold sein Familienglück überschaute, in dem „die starken Wurzeln seiner Kraft" ruhten, so durfte er dankbar mit Goethe bekennen:

„Der ist am glücklichsten — er sei
Ein König oder ein Gering'rer — dem
In seinem Hause Wohl bereitet ist."

Der fürstliche Herr war stets sich selbst getreu: dieselbe Einfachheit, die sein Wesen widerspiegelte, die nämliche Zucht, der er sich selber unterordnete, die Ordnung und Pünktlichkeit, die er von sich und seiner Umgebung verlangte, stellten auch die Richtschnur dar für sein häusliches Leben.

Anspruchslos und unaufdringlich lugt aus einem Garten in der Leopoldstraße zu München die einstöckige Villa hervor, die das Prinzenpaar seit seiner Vermählung bewohnt. Die inneren Räume sind gediegen, vornehm, aber keineswegs prunkvoll ausgestattet. Die Audienzzimmer, der große Speise-, der Ballsaal lassen erkennen, daß dies schlichte Heim eine kunstfrohe Familie beherbergt. Jagdtrophäen aus aller Herren Länder — darunter ein Wolf, ein Bär, mehrere Sechzehn- und Achtzehnender, ein Elch, die Köpfe von zwei Wisenten, die der Prinz im Urwalde zu Bialowies erlegt hat, — grüßen von den

Wänden des Vestibüls und des wundervollen Treppenhauses. Auch das Rauchzimmer hält die Erinnerung an manchen Jagderfolg fest.

In den behaglichen Räumen dieses Palais rollt sich das tägliche Leben ab wie das Räderwerk einer Uhr. Hier muß die Zeit nutzbringend abgewendet werden. Infolgedessen ist jeder Tag genau eingeteilt, jedem Hausgenossen sein Pflichtenkreis scharf abgegrenzt. Arbeit, Mahlzeiten, geistiger Genuß, körperliche Erholung wechselten in regelmäßigem Rhythmus miteinander ab.

Im Sommer wie im Winter steht Prinz Leopold um 5 Uhr auf. Die Prinzessin, die alle Interessen ihres Gatten teilt, erhebt sich gleichfalls um diese frühe Stunde, und wenn der Prinz eine Stunde später ausreitet, gibt ihm Prinzessin Gisela das Geleit bis zum Steigbügel. Heischte einmal ein Tag gar zu viele Repräsentationspflichten, so pflegte die hohe Frau mit ihren Kindern bereits zwischen 6 und 7 Uhr morgens spazieren zu gehen:

„Ich sehe sonst meine Kinder den Tag über nicht, denn das Programm ist festgelegt."

Nicht selten reiten Prinz und Prinzessin gemeinsam zu früher Morgenstunde im Englischen Garten, falls sie es nicht vorziehen, in den Straßen der Hauptstadt zu lustwandeln.

Wie sich der Prinz — ganz nach dem Vorbilde seines Vaters — durch niedrige Temperatur, die jeden andern abschrecken würde, vom Baden und Schwimmen nicht zurückhalten läßt, so achtet er weder der Hitze noch der Kälte, wenn es gilt, sich durch tägliche Reitübung seine körperliche Gewandtheit und Elastizität zu bewahren. Kälte und Hitze zu ertragen, bereitet ihm Vergnügen. Nur gegen den eisigen Windhauch ist er empfindlich, denn er schlägt ihm leicht auf die Atmungsorgane; und nichts

ist dem Prinzen — einem Meister in körperlicher Abhärtung — verhaßter, als ein Zimmerhüten, das ihn zum Verzicht auf die unentbehrliche tägliche Bewegung im Freien nötigt.

Ängstliche Rücksicht auf seine Gesundheit ist dem fürstlichen Herrn durchaus fremd. Zwecks Schonung hat er sich noch nie zu Bett gelegt, auch nicht bei bedenklicher Krankheit und hoher Temperatur. In diesem Falle hat er sich ruhig an der Familientafel eingefunden — freilich ohne etwas zu genießen — und sich an der Konversation beteiligt.

Während der Prinz eine Besichtigung vornahm, einer Sitzung der Militärkommission oder der Kammer der Reichsräte beiwohnte, oblag Frau Prinzeß Gisela ihren Pflichten als Hausfrau. In einer für viele vorbildlichen Weise hat sich die Kaisertochter in die Rolle einer deutschen Hausfrau gefunden, die nicht nur den Küchenzettel selber entwirft, sondern sich auch über die Preise der Lebensmittel wie über ihre Qualität und Zubereitung sorgsam unterrichtet.

Unseren Talmiaristokraten und Emporkömmlingen sei's ins Stammbuch geschrieben: dieser dem Königsthrone nahestehende Prinz und diese Kaiserliche Hoheit führen einen gutbürgerlichen Haushalt! Kommen der Jahreszeit vorauseilende Gerichte vorzeitig auf die Tafel, so beanstandet dies der fürstliche Hausherr — und zwar aus Sparsamkeit, denn im Haushalt des Prinzen und der Prinzessin Leopold sind unnötige Ausgaben verpönt. Über ihre Ausgaben führen die hohen Herrschaften gewissenhaft Buch und verlangen auch von ihren Hausgenossen, daß diese sich über ihre wirtschaftlichen Verhältnisse jederzeit klar sind.

Freilich, für Wohltätigkeit, Anerkennung treuer Dienste, Geselligkeit und Befriedigung geistiger Bedürfnisse ist dem Prinzenpaare keine Ausgabe zu hoch.

Zur geistigen Weiterbildung — nicht zur Ausfüllung

müßiger Stunden — wird beim Prinzen Leopold viel gelesen. So oft Prinzessin Therese ihren Bruder besuchte oder der langjährige Hofmarschall des prinzlichen Hauses, Oberst Freiherr von Perfall, zum Vortrag erschien, fanden sie den hohen Herrn über die Generalstabskarte gebeugt oder in ein militärisches Werk vertieft. Es gibt kaum ein bekannteres kriegsgeschichtliches Werk über die neueren Kriege, das er nicht durchstudiert hätte. Besonders interessieren ihn auch Memoirenwerke von Generalen und Feldherren. Er führte solche Bücher bei seinen Dienstreisen und Jagdausflügen stets bei sich und las darin meist in den frühen Morgenstunden: da sei er „am ungestörtesten", wie er sagte. Über solche Memoirenwerke sprach er öfters; er hielt sie für den getreuesten Niederschlag geschichtlicher Ereignisse. Gern sprach er z. B. über die Erinnerungen des napoleonischen Generals Marbot. Wenn man sich mit ihm über Tagesbroschüren, Manöverberichte und dergleichen unterhielt, so äußerte er oft, das wahre Gesicht des Krieges, die wahren taktischen Erfahrungen könne man doch nur aus der Kriegsgeschichte lernen, und alle Druckschriften taktischer Art müßten auf ihr fußen. Dabei war Prinz Leopold auch eifrigst bemüht, die taktischen Strömungen der Gegenwart zu beobachten und sich auf jede Art — theoretisch und praktisch — für kommende Kriege vorzubereiten.

Der Prinz liest aber auch allgemeinwissenschaftliche Werke, namentlich Reisebeschreibungen namhafter Forscher. Diese Vorliebe für die wissenschaftliche Erforschung überseeischer Länder teilte Prinz Leopold mit seiner gelehrten Schwester, Prinzessin Therese, deren wissenschaftliche Leistungen die Universität München durch Verleihung der philosophischen Doktorwürde honoris causa und die Bayerische Akademie der Wissenschaften durch ihre Wahl zum Mitgliede anerkannte. Vermöge seines erstaunlichen Gedächtnisses hat Prinz Leo-

pold schon manchen, der aus fremden Erdteilen kam, dadurch verblüfft, daß er mit ihm die kleinsten Einzelheiten der von dem betreffenden Gelehrten bereisten Gebiete in einer Weise besprach, als kenne er diese aus eigener Anschauung.

Neben Gelehrten sah das Prinzenpaar vor dem Kriege bei dem alljährlichen „Großen Empfang" gern auch Künstler in seinem Heim. Da begegnete sich der Historiker Karl von Heigel mit Defregger, der Philologe Otto Crusius mit Gabriel von Seidl, Pettenkofer mit F. A. Kaulbach usw.

Kein regierender Fürst hat in München geweilt, dessen Anwesenheit das Prinzenpaar nicht durch eine Festtafel oder einen Ball geehrt hätte. König Carol I. von Rumänien und seine Gemahlin Carmen Sylva kehrten bei jeder Durchreise durch die schöne Isarstadt bei dem gastlichen Prinzenpaare ein; und als Herzog Ernst August von Braunschweig*) sich im Mai 1913 mit der Prinzessin Viktoria Luise von Preußen vermählte, war München das erste Ziel ihrer Hochzeitsreise und ein Besuch bei den prinzlichen Herrschaften eine der ersten Nummern ihres Reiseprogramms. Kein Wunder: denn solange der Prinzregent lebte, war Prinz Leopold bestrebt, den ehrwürdigen Vater in den anstrengenden Pflichten der Repräsentation zu entlasten, womit er seiner eigenen Hofhaltung eine gewisse Bedeutung verlieh. Dazu kam, daß der vereinsamte Kaiser Franz Josef fast alljährlich die Weihnachtsfeier im Familienkreise seines Schwiegersohnes beging, wenn es der greise Monarch nicht vorzog, die kürzere Reise zu seiner zweiten mit dem Erzherzoge Franz Salvator vermählten Tochter Marie Valerie nach Schloß Wallsee zu

*) Der Herzog hatte jahrelang als Prinz bei den 1. Schweren Reitern gestanden und erfreute sich somit des Prinzen Leopold besonderer Zuneigung.

unternehmen. Daß die Anwesenheit des Kaisers der prinzlichen Weihnachtsfeier eine noch höhere Weihe verlieh, namentlich solange die prinzlichen Kinder noch im elterlichen Hause weilten, ist klar. Unter dem strahlenden Weihnachtsbaum vereinigten sich die Familienglieder mit allen, die das Prinzenpaar an seiner Freude teilnehmen ließ. Mit freigebiger Hand wurde da gespendet, und, damit nur frohe Gesichter ihm entgegenleuchteten, ließ der Prinz einen jeden seiner Hausgenossen sich seine Geschenke selber aussuchen.

Da der Prinz die dienstlichen Verrichtungen jedes Angestellten des prinzlichen Haushaltes streng regelt, sein Hauspersonal nicht über Gebühr in Anspruch nimmt — falls es nicht einmal außergewöhnliche Umstände erheischen — und da er ferner bei aller Strenge, mit der er auf die Ausführung seiner Befehle dringt, nicht gleich jedes kleine Versehen als grobe Fahrlässigkeit auslegt, so umgibt die hohen Herrschaften ein treubewährtes, langgedientes, anhängliches Personal.

Schon ein flüchtiger Einblick in das Familienleben des Prinzen zeigt den echt deutschen, patriarchalischen Geist, der es durchweht.

In diesem Fürstenhause war man glücklicherweise nie so modern, dem „Jahrhundert des Kindes" Rechnung zu tragen und den unmündigen Kindern bereits das „Recht der Persönlichkeit" zuzugestehen, d. h. ihnen zu erlauben, nach Belieben gehorsam oder ungehorsam zu sein. Demgemäß blickten die Kinder — zu den beiden Prinzessinnen*) hatte sich 1880 ein Prinz, Georg, 1883 ein letztes Kind, Prinz Konrad, gesellt — zu ihren Eltern mit unbegrenzter Ehrfurcht empor. Nie hätten sie es gewagt, eigenmächtig von der vorgeschriebenen Hausord-

*) Prinzessin Elisabeth, vermählt mit dem Grafen Seefried, und Prinzessin Auguste, vermählt mit dem Erzherzog Josef August.

nung abzuweichen, denn Prinz Leopold war den Kindern ein ebenso herzlich-wohlwollender wie strenger Vater.

Da die Prinzen-Söhne gleichfalls Offiziere werden sollten, so lagen ihrer Erziehung naturgemäß vorwiegend militärische Prinzipien zugrunde: Gehorsam, Pünktlichkeit, Ordnungsliebe. Aber nicht durch soldatischen Drill, nicht durch rauhen Kommandoton oder demütigende Strafen wurden ihnen diese Eigenschaften anerzogen: nein, der Vater lebte sie ihnen vor! Und so ward ihnen — wie es einst beim Prinzen Leopold der Fall war — die Pflichtgewöhnung zum Pflichtbewußtsein.

Die wissenschaftliche Schulung der jungen Prinzen beruhte auf dem Lehrplan des humanistischen Gymnasiums. Daneben wurde auch die körperliche Ausbildung planmäßig betrieben. Schon frühzeitig setzte der Unterricht im Turnen und Schwimmen ein, dann folgten Reitstunden und schließlich systematische Unterweisung in allen Zweigen des Militärdienstes (Exerzieren, Zielen, Schießen, Bajonettfechten usw.).

Unterricht und Erziehung der prinzlichen Kinder wurde vom Prinzenpaare überwacht und auf Spaziergängen weitergesponnen. Es bereitete dem Prinzen Leopold Freude, seine Söhne auf die Formen und Erscheinungen des Tier- und Pflanzenlebens aufmerksam zu machen und in ihnen Beobachtungsvermögen und Liebe zur Natur zu wecken. Durch fortgesetztes Scheibenschießen gewannen sie Übung und Sicherheit im Gebrauch des Gewehres, so daß sie ihren Vater bereits im Alter von vierzehn Jahren auf die Jagd begleiten konnten. Während sich Prinz Georg nach des Vaters Vorbilde zu einem leidenschaftlichen Weidmann entwickelte, faßte Prinz Konrad eine lebhafte Vorliebe für die Tier-, namentlich die Vogelwelt. Mit dem Vater teilten beide Prinzen ferner das Interesse für Erdkunde und weite Reisen. Prinz Georg namentlich dürfte der am weitesten gereiste deutsche

Prinz sein: bereits in jungen Jahren hat er Ägypten, West- und Ostafrika, Ostasien, Indien, China, Japan, Amerika durchstreift.

Mit ihrer fortschreitenden Reife gestattete ihnen der Vater einen Einblick in das wirtschaftliche und politische Leben der Zeit und weckte in ihnen das Interesse für geschichtliche Zusammenhänge und das Verständnis für die besonderen Aufgaben, welche ihre Stellung als königliche Prinzen und als künftige Offiziere ihnen auferlegte.

Schon frühzeitig durften sie an Festtafeln und Empfängen im prinzlichen Palais teilnehmen. Hierdurch eigneten sie sich sehr bald gesellschaftliche Gewandtheit an, erweiterten ihren Gesichtskreis.

Mit ihrer Großjährigkeit erlangten die beiden Prinzen ihre volle Selbständigkeit. Dennoch fuhren sie fort, die Autorität ihres Vaters zu achten und sich ihr gern zu unterordnen.

Zum Vater blickten sie voll Ehrfurcht auf, die Mutter umfaßten sie mit zärtlicher Liebe. Befreundeter Mund hat diese fürstliche Frau einmal als den „guten Geist des prinzlichen Hauses" bezeichnet.

Prinzessin Gisela wurde bereits als eine musterhafte, echt deutsche Hausfrau geschildert. Unermüdlich ist sie für das Wohl der Ihrigen besorgt, stets darauf bedacht, daß ihren hohen Gemahl nach den Mühen des Tages eine behagliche Häuslichkeit umfängt.

Als Persönlichkeit ist die Lebensgefährtin ihrem Gatten durchaus ebenbürtig. Offenbar hat das nunmehr fast ein halbes Jahrhundert währende gemeinsame Leben eine gewisse Angleichung der Charaktere gezeitigt.

Vornehm wie ihre kaiserliche Herkunft ist ihre Gesinnung. Vorurteil, Nachtragen einer Entgleisung, Eifersucht liegen ihr

fern. Bei allem Bewußtsein ihrer über Millionen von Menschen erhabenen Stellung kennt sie dennoch weder Hochmut noch falschen Stolz: auch die Prinzeß Leopold wertet jeden Menschen nach dem Adel seines Charakters, nach der Gediegenheit seiner Leistungen, nicht nach den Vorzügen seiner Geburt oder den Rücksichten auf seine soziale Stellung.

Wie Prinz Leopold, so ist auch Erzherzogin Gisela einfach, natürlich, leutselig im Verkehr. Ordnung und Pünktlichkeit ist für die Kaiserliche Hoheit ebenso maßgebend wie für den prinzlichen Gemahl. An der Durchführung einer einmal gegebenen Weisung wird unweigerlich festgehalten. Launen, Nervosität und Sprunghaftigkeit, mit denen viele moderne Frauen sich und ihre Umgebung plagen, sind dieser fürstlichen Frau fremde Dinge. Übertriebener Luxus ist ihr zuwider. Nur wo es galt, das prinzliche Haus würdig zu repräsentieren, entfaltete Prinzeß Leopold einen gewissen Prunk, der sich freilich immer in den Grenzen diskreten Geschmackes hielt.

Prinzessin Gisela hat einmal bedauert: „Wir haben heutzutage fast nur Damen, keine Hausfrauen" — wenn sie aber Besuche empfing oder abstattete, sich an Festlichkeiten beteiligte oder anderweitig in die Öffentlichkeit trat, dann war sie ganz Dame, voll Vornehmheit und weiblicher Anmut. Selten fehlte sie bei den zahlreichen großen gesellschaftlichen Veranstaltungen der bayerischen Hauptstadt, am wenigsten bei solchen zu wohltätigem Zweck. Der rege Verkehr, den ihre Beteiligung an den sozialen Bestrebungen der Zeit mit sich brachte, trug in hohem Maße dazu bei, ihre Menschenkenntnis — von der sie oft überraschende Proben ablegte — zu erweitern und zu vertiefen.

Körperliche Gewandtheit, welche die Prinzessin systematisch ausbildete, verlieh ihr geistige Spannkraft und Elastizität („mens sana in corpore sano"). Bewegung im Freien, Reiten und

Schwimmen haben sie weit über ihre Jahre hinaus beweglich und jugendfrisch erhalten.

Was aber bedeuten alle die reichen Eigenschaften des Geistes und Gemütes gegenüber dem Eifer, mit dem sich die Prinzessin dem Wohle ihrer Kinder widmete!

Solange die beiden Prinzessinnen und die beiden Prinzen noch der häuslichen Erziehung bedurften, war die hohe Frau die erste, die ihnen den Morgengruß entbot, die letzte, die ihnen den Gutenachtkuß auf die Wangen drückte. Als einmal eine Dame der Gesellschaft zur Mittagstafel eingeladen war und auf die Frage nach dem Befinden der Kinder die Antwort gab:

„Ich habe sie heute noch nicht gesehen, Kaiserliche Hoheit", entgegnete die Frau Prinzeß:

„Wie, heute noch nicht gesehen? Ich bin jeden Tag die erste und die letzte, die meine Kinder sieht."

Wenn die fürstliche Mutter nicht durch gesellschaftliche Verpflichtungen in Anspruch genommen war, scharte sie ihre Kinder stets um sich; entweder beschäftigte sie sich selber mit ihnen oder sie hielt sie zu eigener nützlicher Tätigkeit an.

„Lassen Sie die Kinder sich in freien Stunden nützlich beschäftigen!" schärfte sie den mit der Erziehung der prinzlichen Kinder betrauten Lehrkräften immer wieder ein. Dem Einfluß dieser wahrhaft vorbildlichen Mutter ist es zuzuschreiben, wenn den Prinzen und Prinzessinnen Einfachheit, Sparsamkeit, Frömmigkeit und Mildtätigkeit innewohnt.

Rührend war die Fürsorge, mit der die Prinzessin die Kinder umgab, wenn Krankheit sie ans Bett fesselte. Immer wieder erschien sie, lindern und ermunternd, und leistete dem erkrankten Liebling stundenlang Gesellschaft.

Daß die hohe Frau auch mit ihren Kindern gemeinsam las,

sei ebenso beiläufig erwähnt wie die Tatsache, daß sie mit ihnen fast ausschließlich in — Kurzschrift korrespondiert!

Auch den Theaterbesuch hat sie immer als ein wichtiges Bildungsmittel angesehen und es demgemäß ihren Kindern gern zugeführt.

Ein stets froh begrüßtes Vergnügen der prinzlichen Familie waren die sogenannten „intimen Empfänge" — nämlich Kegelpartien in dem gedeckten Raum hinter dem Garten. Voran ging ein Abendessen im kleinen Speisesaal, doch wurden auch während des Spieles Erfrischungen gereicht, bei denen ein Faß Bier aus dem Hofbräuhaus die Hauptrolle spielte. 6—12 Personen, auch Damen, huldigten hier dem fröhlichen Sport, an dem sich Prinz Leopold beteiligte. Nach „neuester Mode" war er bei dieser friedlichen Tätigkeit nicht gekleidet, wohl aber bequem, einfach, bürgerlich; ob ihm die Halsbinde schief saß oder der Kragen etwas zu hoch hinaufglitt, blieb ihm gleichgiltig.

Der Sturm des Weltkrieges hat das Idyll dieser gemütlichen Kegelpartien bei dem gastfreien Prinzenpaare einem Kartenhause gleich verweht ...

Zehntes Kapitel.

Weidmannsheil!

Als die Prinzessin Leopold nach dem Hinscheiden ihrer Mutter, der Kaiserin Elisabeth, durch Erbschaft in den Besitz des Achilleion auf Korfu gelangte, äußerte ihr Gemahl dem Adjutanten gegenüber sein Bedauern, daß es ihm nicht möglich sei, sich eines Aufenthaltes auf jenem Eilande zu erfreuen. Da fragte ihn sein Adjutant verwundert:

„Warum gehen denn Eure Königliche Hoheit nicht hin?“

Der hohe Herr meinte:

„Wann denn? Im Sommer und im Winter kann ich nicht; im Frühjahr balzt der Auerhahn, und im Herbst, da schreit der Hirsch!“

Kann die Jagdleidenschaft des Prinzen einen treffenderen Ausdruck finden?

Ja, Prinz Leopold ist ein geborener Weidmann!

Wenn er, in einfaches Lodenzeug gekleidet, mit dem grünen Hütlein auf dem ergrauenden Haar, die Büchse über den Arm gelehnt, das Revier durchstreift und dem Reh oder Hirsch nachschleicht, dann beobachtet er nicht nur das Leben und Weben in dem taufrischen Walde, sondern auch jede Bewegung des Wildes.

Oft bricht er morgens zwischen 2 und 3 Uhr zur Pirsche

auf, denn der Tag ist zwar lang, aber nicht jeder Tag ist zugleich ein Schießtag. Manchmal muß er tagelang einem besonders edlen Stück auflauern, bis St. Hubertus ihm gnädig ist. Dann aber strafft sich der Arm — einen Augenblick nur sucht das Auge, und die Kugel sitzt! Man kann fast behaupten: bei diesem Weidmann gibt's kaum einen Fehlschuß. Noch so ungünstig kann das Wild stehen — sein Schuß trifft dennoch!

Ist Prinz Leopold auf richtiger Fährte, dann ist er ganz Aug', ganz Ohr. Die Gefahr, die ein Pirschgang mitunter in sich birgt, erhöht seinen Reiz. Und der Reize und Stimmungen sind es viele, die eine Jagd auslöst!

Bald beobachtet der fürstliche Jäger die mannigfache Abtönung des Lichtes bei der wechselnden Beleuchtung, bald stimmt ihn die feierliche Abendstille zu religiöser Andacht, bald lauscht er dem verklingenden Widerhall eines Schusses im fernen Gebirge, bald bezaubert ihn das grelle Aufblitzen des Feuers in sternenloser Nacht. Sicherlich hat der innige Verkehr mit der Natur dazu beigetragen, daß sich der Marschall seine Jugendfrische und Elastizität wie auch seine schlichte Natürlichkeit bis über die „Siebzig" hinaus bewahrte.

Je enger er sich an die Natur anschloß, desto leichter lernte er den Umgang mit Menschen entbehren. Daß er nicht das Bedürfnis empfand, sich mitteilsam anzuschließen, hat ihm in der Öffentlichkeit — soweit sie ihn nicht kannte — den Ruf einer gewissen Herbigkeit eingetragen. Auf der Jagd jedoch offenbarte sich neben seiner Einfachheit die ganze Fülle seines liebenswerten Wesens.

Noch ein anderer Vorzug — den man bei sonst guten Weidmännern nicht immer antrifft — stempelt ihn zu einem begehrenswerten Jagdgenossen: der Mangel an jeglichem Jagdneide. In diesem Punkte berührt sich der Prinz mit seinem kaiserlichen

Schwiegervater. Kaiser Franz Josef war fast ängstlich besorgt, daß seine Gäste zu Schuß kämen. Auf Grund seiner genauen Kenntnis seiner Jagdreviere bestimmte der gütige Monarch vorher die Stände eines jeden seiner Jagdgenossen. Kam einer der Schützen nicht zu erfolgreichem Schuß, so ging dies dem Kaiser nahe wie ein persönliches Mißgeschick; bei der nächsten Jagd sollte ein besserer Stand dem Nimrod zu dem gewünschten Weidmannsheil verhelfen.

Dadurch, daß Prinz Leopold dem Hause und dem Herzen dieses jagdfreudigen Fürsten nahestand, hatte er jahraus, jahrein die herrlichsten Jagdgründe Europas — das Mürztal in Steiermark, Gödöllö in Ungarn — zur Verfügung und konnte demgemäß jede Urlaubswoche, jede Muße dem edlen Weidwerk widmen. Jagdschloß Neuberg bei Mürzsteg, ein ehemaliges, 1471 gegründetes Zisterzienserkloster, war der Magnet, der den Prinzen beim keimenden Frühling anzog.

Wenn etwa 6—8 Auserwählten um den 20. April ein kaiserliches Telegramm mit dem Wortlaut „Jagdséjour in Neuberg" zuging, so übersetzte sich dies jeder der Glücklichen: „Kommt her, bleibt solange wie ihr wollt. Es ist alles da! Der Auerhahn balzt."

Der Kreis dieser hohen Nimrode hat mancherlei Wandlungen durchgemacht. Einst hatte der Großherzog Ferdinand IV. von Toskana zu seinen eifrigsten Mitgliedern gezählt. Kaiser Franz Josef suchte ihn freilich seit dem frühen Hinscheiden seines einzigen Sohnes nicht mehr auf, aber er drang darauf, daß alljährlich eine Anzahl von Erzherzögen die alten jagdlichen Traditionen fortsetzten und bei einer streng geregelten Lebensweise in einfachster Form Vergnügen und Erholung suchten.

Da das Beschleichen des Auerhahns einen frühen Aufbruch — zwischen 11 und 1 Uhr nachts — erforderte und die Rückkehr

zwischen 6 und 7 Uhr erfolgte, so wich die Tageseinteilung in Neuberg von derjenigen anderer Jagdpartien erheblich ab.

Um 7 Uhr wurde gefrühstückt, dann wurde der versäumte Schlaf nachgeholt. Um 3 Uhr versammelten sich die Jagdgenossen zum Mittagsmahle, dann erfolgte ein Spaziergang in die Umgegend, und nach einem Imbiß — den die Jagdgenossen einzeln auf ihren Zimmern einnahmen — gingen sie frühzeitig zur Ruhe.

Sonntags wohnte die frohe Schar bereits um 8 Uhr der Messe in der herrlichen gotischen Klosterkirche bei — daß die Herren hierbei manchmal infolge Übermüdung einschliefen, hat ihnen der liebe Herrgott ganz gewiß nicht übelgenommen!

Die Auerhahnbalz ist ein eigenartiger Naturvorgang. Haben diese Tiere abends einen Balzplatz gefunden, so suchen sie sich ein Nachtquartier auf den Bäumen. Beim Morgengrauen stimmen sie ihren Balzgesang an: erst einen Triller, dann den Hauptschlag, der dem Entkorken einer Flasche ähnelt, und schließlich den Schleifton, der sich dem Geräusch beim Wetzen einer Sense vergleichen läßt. Wenn die Auerhühner ihre Liebhaber mit dem Ruf „gack gack" locken, streifen die Hähne zum Liebesfest von den Bäumen auf die Erde.

Während des Schleiftons, bei dem „der Fortsatz des Unterkiefers eine durch Blutströmung aufgetriebene Hautfalte vor den Gehörgang des Auerhahns schiebt," hört der urige Vogel nichts; und da er auch nicht auf die Erde äugt, so wartet der Jäger den Augenblick von einem Schleifton bis zum nächsten ab, springt bis auf Schußweite an — und drückt ab. Geht der Schuß fehl, so reitet der Hahn dennoch nicht immer ab: seine Liebesleidenschaft hat ihn ja nicht nur blind, sondern auch taub gemacht!

Prinz Leopold hat Ausdauer und Treffsicherheit genug gehabt, um an einem Morgen 6—7 Auerhähne zu erlegen.

An die schönen Tage der Auerhahnjagd, die von Ende April bis Anfang Mai währte, schloß sich die Spielhahnjagd — bei der die Jäger ihrem Wild in einem Schirm aus Moos auflauern — im Dachauer und Schleißheimer Moos bei München.

„Ich muß gestehen," — schreibt Prinz Leopold einmal an seine Schwester — „daß ich mich recht nach den Bergen sehne und gedenke mich daher in den nächsten Tagen nach Hohenschwangau zu begeben, dessen Zauber wohl jeder erliegt, dem es einmal gegönnt war, dort einige Zeit zu verbringen." Wir kennen den Zauber, der den hohen Herrn hier umspinnt: die Rehpirsche! Wenn diese ihm auch oft kein Weidmannsheil vergönnt, findet der fürstliche Jäger dennoch sein Vergnügen im Durchstreifen der einzigschönen Allgäuer Gebirgslandschaft.

Ende Juli übersiedelte die prinzliche Familie nach Ischl zum Kaiser, der ihr die „Kaiserliche Villa am Gries" zur Verfügung stellte (und nach seinem Tode auch als Erbteil hinterließ). Hier hatte sich inzwischen auch die andere Tochter des Kaisers, Marie Valerie, mit ihrem Gatten und ihren zahlreichen Kindern eingefunden. Für die Kinder des Prinzen Leopold bedeuteten diese Ferientage beim kaiserlichen Großvater Freudentage, wie sie ihnen im Kreislauf des Jahres nur noch das Weihnachtsfest bereitete.

Der Monarch war die Sonne, die dem Familienleben in Ischl Glanz und Wärme verlieh. In diese schöne Zeit fiel des Kaisers Geburtstag (18. August), der — wie Prinz Leopold schreibt — „immer sehr intim, d. h. Gemisch von Hof und Land, zur allgemeinen Befriedigung verlief."

In strenger Regelmäßigkeit spielten sich die festlichen Sommertage in Ischl ab.

Wenn die Erzherzogin Marie Valerie mit ihren Kindern um 8 Uhr dem Kaiser einen „Guten Morgen" entbot, hatte

der pflichttreue Monarch bereits Berge von Akten durchgearbeitet. Während er nunmehr mit den Töchtern und Schwiegersöhnen und den heranwachsenden Enkeln die Tagesneuigkeiten durchplauderte, bereitete es jeden Morgen den kleinen erzherzoglichen Kindern ein großes Vergnügen, den Papierkorb nach großen Briefumschlägen zu durchstöbern, auf denen sie nach Herzenslust mit farbigen Stiften herumkritzelten. Der alte Herr ließ sie gewähren, bis er ihrer Fröhlichkeit mit einem fröhlichen „Nun aber genug!" Einhalt gebot, Kinder und Enkel verabschiedete und aufs neue an die Arbeit ging.

In den Ischler Urlaubstagen sammelte Prinz Leopold neue Kraft, um die Manöverwochen in gewohnter Frische zu überstehen. Kaum aber waren die Worte abschließender Kritik verhallt, da stand auch schon der Zug bereit, der den fürstlichen Weidmann — wiederum als Gast des Kaisers — nach Visegrad am Gran in Ungarn führte. Ein Abstecher nach Gödöllö — dann lockte der Brunftschrei des Hirsches nach Eisenerz und Radmer in Steiermark.

Wie im April in Neuberg, so fand sich hier im Oktober ein kleiner Kreis von Jagdgenossen zur Hirschjagd zusammen: außer dem Kaiser, dem Prinzen Leopold und seinen beiden Söhnen hatten sich König Albert von Sachsen, die Erzherzöge Leopold und Franz Salvator, Fürst Montenuovo, die Grafen Thun, Paar und Üxküll, etwa 10—12 Herren, eingefunden. An Ausdauer übertraf hier der Kaiser alle seine Gäste. Tag um Tag oblag er dem edlen Weidwerk, um erst gegen mittag heimzukehren und mit um so größerem Eifer bis zum späten Abend Aktenstücke zu erledigen.

Solche sonnigen Tage in Steiermark quittierte Prinz Leopold dankbar (Brief vom 9. Oktober 1913):

„Die Tage in Steiermark waren für mich ein Genuß. Wir

waren im allgemeinen vom Wetter begünstigt: der goldene Sonnenschein verklärte die Herbstfärbung der Gebirgswälder und zauberte mir ein Paradies voll eigenartiger Schönheit vor die Seele."

Um den 15. Oktober — wenn sich in der Heimat die Rekruten einstellten — ging's nochmals nach Gödöllö zur Treibjagd auf Sauen, Tiere und auf Niederwild.

Diesem Jagdschloß Gödöllö gab der Kaiser im Spätherbste anscheinend den Vorzug unter allen übrigen Jagdschlössern. Die ungarische Nation hatte es 1867 dem Kaiserpaar anläßlich des österreichisch-ungarischen Ausgleiches als Geschenk dargebracht. Dazu kam, daß die Kaiserin Elisabeth eine besondere Vorliebe für die Ungarn hegte. Darum begleitete sie den Kaiser gern hierher und war hier fröhlich unter den Fröhlichen.

Der Prinzregent war mit 88 Jahren noch den Gemsen nachgestiegen. Auch sein Sohn fand an der Jagd auf diese behenden Tiere großes Vergnügen, namentlich wenn er sie Mitte November bei Salzburg zur Zeit ihrer Brunft beschlich.

Bis zu den ersten Rekrutenbesichtigungen blieb dem jagdfreudigen Offizier noch Muße, um im Spessart auf Wildschweine zu pirschen.

In den herrlichen Eichenwäldern, die das Jagdschloß Rohrbrunn im Spessart umrauschten, war er seit den sechziger Jahren der ständige Jagdgast des Prinzen Luitpold; und da er in keinem seiner Jagdreviere so häufig mit den verschiedensten Schichten der Bevölkerung in Berührung kam, so hat ihm auch sein freundliches Wesen nirgends größere Beliebtheit gewonnen, wie gerade hier im Spessart. Dazu kam, daß sich Prinz Leopold unter dieser Bevölkerung, die dem Jagdsport ein besonders verständnisvolles Interesse entgegenbrachte, allgemach den Ruf eines der besten Kugelschützen Deutschlands erwarb.

Hier in Rohrbrunn sah der Prinzregent auch seinen ältesten Sohn, den späteren König Ludwig III., als Jagdgast bei sich und freute sich der Rivalität, mit der die beiden Prinzen um die Palme des Jagderfolges stritten.

Einmal kam eine Rotte von sieben Sauen in voller Flucht durch die Stangen gepregscht — im Nu hatte Prinz Leopold sechs von ihnen umgelegt!

Allmählich näherte sich das Jagdjahr seinem Ende. Bevor es im Meere der Ewigkeit versank, füllte Prinz Leopold eine kurze Urlaubszeit zwischen Weihnachten und Neujahr mit einer Jagd auf Kahlwild (weibliche Hirsche) aus, wenn er es nicht vorzog, in der Umgegend von München auf Fasanen zu pirschen.

So zogen sich die Jagdfahrten wie ein grüner Faden durch das ganze Jahr. Wenn Prinz Leopold um 8 Uhr — und früher — zum Dienst antrat, hatte er oftmals schon eine mehrstündige Jagd hinter sich; und wenn er um Mitternacht von angeregter Tafelrunde aufbrach, huschte er im Auto zur Reh- oder Spielhahnpirsche. Der Prinz hatte eben seinen Körper und seinen Willen so in der Gewalt, daß er Dienst und Jagdgenuß sehr wohl miteinander zu vereinen wußte, ohne daß er um der Jagd willen je eine Stunde des Dienstes versäumt oder sich verspätet hätte. Im Gegenteil: die Jagdleidenschaft schuf die Vorbedingungen für seinen ungewöhnlichen Berufseifer. Eine Briefstelle aus Mürzsteg beweist dies:

„... Ich habe schon eine stattliche Anzahl Hirsche und Gemsen erlegt. Morgen werde ich nach Schönbrunn fahren, noch einige Tage in der Ebene jagen und dann nach Hause gehen, um erfrischt und mit neuem Eifer meinem Berufe obzuliegen."

Beruf und Jagd nahmen den Prinzen so gefangen, daß sie ihn sogar im Rauschen fröhlicher Feste und bei der Abwechselung unterhaltender Veranstaltungen beschäftigten. Als

der Prinz in Bialowies Ende April 1918 mit seinem Gefolge, dem ich die Ehre hatte, mich anzuschließen, der Vorstellung von Hauptmanns „Biberpelz" beiwohnte, war er gerade von einer kleinen Abendpirsche auf Rehe zurückgekehrt. Wie die Wolffen den Amtsvorsteher von Wehrhahn düpierte und dieser im Kampfe „für die heiligsten Güter der Nation" den sozialistischen Schriftsteller schikanierte, vermochte den Prinzen, der sich obendrein — wie er sagte — „erst an den Berliner Jargon gewöhnen" mußte, nicht sonderlich zu fesseln, denn er sah einmal über das andere nach der Uhr und sagte zu seinem Nachbar:

„Jetzt ziehen die Böck'!"

Als der Morgen des folgenden Tages dämmerte, spannte er bereits wieder die Büchse . . .

Elftes Kapitel.

„Wer rastet, rostet."

Als Prinz Leopold am Neujahrstage 1905 aus den Händen des obersten Kriegsherrn den Marschallstab entgegennahm, bedeutete diese höchste militärische Würde, zu der er nunmehr emporgestiegen war, keine Auszeichnung dankender Abfindung, sondern vielmehr einen Ansporn, bis zum letzten Atemzuge für des Vaterlandes Wohl zu wirken. Da der Prinz in seinem Pflichtbewußtsein ein Ruhebedürfnis eigentlich nie empfunden hat, so trug er sich auch nie mit dem Gedanken, vorzeitig aus dem Heeresdienst zu scheiden, etwa um den Soldatenberuf mit dem des Forschungsreisenden zu vertauschen.

Wenn Prinz Leopold dennoch an seine Schwester schreibt (Juli 1910): „Ruhe gibt es eigentlich nicht viel. Doch das hat sein Gutes. Wer rastet, rostet, sagt ein altes Sprichwort, und ich bin in meinem Alter dem Rosten schon bedenklich nahe", so ist dies allenfalls als eine Äußerung augenblicklicher Langeweile (der Prinz war gerade im Urlaub!) aufzufassen.

Prinz Leopold hat eben nicht gerastet.

Bald besichtigte er eine Ausstellung, bald vertrat er den Regenten, bald reiste er zum Landtag nach München; häufig war

er auf der Jagd, fast immer im Dienste, ein andermal umsegelte er an Bord S. M. S. „Kaiser Friedrich III." die Halbinsel Jütland, besuchte Christiania, Drontheim, Molde und Kopenhagen. Wieder einmal durcheilte er im Auto die Dolomiten, das Val Sugana und den Vintschgau („unerwartet großartige Gegenden und Gebirgspässe"). Alljährlich im Herbst wohnte er als Generalinspekteur den Manövern des III. Armeekorps auf dem Übungsplatz in Jüterbogk oder denen des IV. Armeekorps auf dem von Kluck angelegten Manövergelände in Altengrabow bei.

Daß vor allem die bayerische Armee — deren Feldmäßigkeit einer Steigerung eigentlich kaum noch fähig war — sich jeden Augenblick den übrigen deutschen Truppenkontingenten gleichwertig erweise, war Prinz Leopolds höchstes Ziel. Mit welcher frohen Genugtuung erfüllte ihn daher jedesmal die Vorbereitung und Durchführung eines Kaisermanövers!

Im September 1909 nahmen das I. und III. bayerische Armeekorps, die 4. Division und Kavalleriedivision — diese unter dem Befehl des Kavallerieinspekteurs, Generalleutnant Konstantin Freiherr von Gebsattel, — an den Kaisermanövern des XIII. und XIV. Armeekorps teil. Die Geschichte des 1. Schweren Reiter-Regiments rühmt als Ergebnis dieser gewaltigen Übung — bei welcher Prinz Leopold eine Armee führte — „die reichen Erfahrungen, welche Führer und Truppe zur Verwendung im Ernstfalle schöpften".

Gleichfalls unter Leitung des Prinzen Leopold operierte im Jahre 1911 das I. bayerische Armeekorps — unter Führung des Kommandierenden Generals Prinzen Rupprecht — gegen das III. Armeekorps in der Gegend zwischen Landshut und Mühldorf, im folgenden Jahre das II. Armeekorps gegen das III. bei Neumarkt in Oberbayern.

Aber nicht nur den Kriegern unter den Fahnen, sondern auch den Vereinigungen ehemaliger Kameraden von Regiment und Armee wandte der Prinz Interesse und Förderung zu.

Der „Verein ehemaliger Kameraden der bayerischen Armee in Berlin" stand unter seinem Protektorate. Als im Jahre 1907 mehr als zweihundert Kameraden des „Bayerischen Veteranen-, Krieger- und Kampfgenossenbundes" auf der Rückreise von der Nord- und Ostsee die Reichshauptstadt berührten, veranstaltete der Preußische Landeskriegerverband ihnen zu Ehren einen Kommers im Kriegervereinshause. Prinz Leopold entsprach der Einladung zu diesem Feste und beantwortete die Begrüßung der vielhundertköpfigen Festversammlung — sämtliche Berliner Kriegervereine waren eingeladen — mit einer markigen Rede.

Als Protektor der Vereinigung ehemaliger Kürassiere und Schwerer Reiter des Regiments „Prinz Karl von Bayern" trug der Prinz in hohem Maße dazu bei, die Anhänglichkeit an das Regiment bei dessen ehemaligen Angehörigen wach zu erhalten. Dadurch, daß er auch allen festlichen Veranstaltungen dieser Vereinigung beiwohnte und jederzeit eine offene Hand hatte, wenn es galt, unterstützend einzugreifen, war es in erster Linie dem Feldmarschall zu danken, wenn ein Band herzlicher Zusammengehörigkeit die aktiven und inaktiven Regimentsangehörigen umschlang.

Als dieser stolze Truppenteil die Feier seines hundertjährigen Bestehens beging, hatten sich Tausende von ehemaligen Schweren Reitern in München eingefunden. Dankbar huldigten sie dem Prinzen Leopold, der in der Uniform als Oberst des 1. Kürassier-Regiments, mit dem Küraß, den er beim feierlichen Einzuge in München im Juli 1871 getragen hatte, an der Seite seiner Gemahlin bei der Quadrille in der Hofreitbahn mitwirkte.

Das Wohlwollen, das der Prinz den alten und jungen Regimentsangehörigen entgegenbrachte, erzeugte eine angenehme Wechselwirkung. So oft dem Prinzen Ehre und Auszeichnung widerfuhr, entboten ihm die Kameraden Heil und Glückwunsch. Nachdem Prinz Leopold anläßlich des hundertjährigen Bestehens des Max-Joseph-Ritter-Ordens zum Inhaber des 3. Feldartillerie-Regiments ernannt worden war, versammelten sich bei seinem fünfzigsten Militärdienstjubiläum sämtliche Stabsoffiziere des Standortes sowie Abordnungen der dem Marschall nahestehenden Regimenter in seinem Palais, wo ihm der Kriegsminister Freiherr von Horn im Namen des Regenten den Ludwigsorden überreichte.

Und als ein herbes Geschick ihm den Bruder, den Prinzen Arnulf, in der Blüte seiner Jahre entriß, trauerte die ganze Armee mit ihm. „Ein leuchtendes Beispiel soldatischer Tugenden", nannte ein Armeebefehl den verewigten General; als „einen ganzen Mann, eine scharfgezeichnete Persönlichkeit, einen Kernsoldaten und Musteroffizier, der in dem Bewußtsein der erfüllten Pflicht den schönsten Lohn fand," kennzeichnet ihn sein Biograph.

Viel hat Prinz Leopold in diesem Bruder verloren. Einst, in sonniger Jugend, hatten sie unter einem Dache, Tür an Tür, gewohnt. Dann hatten sie gemeinsam die Welt durchstreift; und wenn sich ihre Wege zeitweilig trennten — immer hat ihre Liebe zum Soldatenberuf und ihre Freude am Wandern und Schauen sie wieder zu freundschaftlichem Gedankenaustausch zusammengeführt.

Prinz Arnulf hatte das ferne Zentralasien bereist; Prinz Leopold, der die Entwicklung der deutschen Kolonien von Anfang an mit Teilnahme verfolgte, wählte Deutsch-Südwest-Afrika zum Ziele seiner ersten Überseereise (April bis August 1909).

Sein ältester Sohn, Prinz Georg, sowie sein langjähriger Leibarzt und Jagdgenosse, der kenntnisreiche, liebenswerte Hofrat Dr. von Buerkel, begleiteten ihn.

Das trockene Klima von Deutsch-Südwest sagte dem Prinzen sehr zu („Noch nie habe ich mich so wohl gefühlt wie hier"). Das Neue, das seine wissensdurstige Seele hier aufnahm, stempelte diese Reise zu einem bleibenden Eindruck — wenn auch die Jagdbeute an Seltenheit und Reichhaltigkeit weit hinter seinen Erwartungen zurückblieb.

Nach achttägigem Aufenthalt in Kapstadt und einem Ausflug zu dem Kriegshafen Simonstown bestieg die Reiseschar den schwer zugänglichen Tafelberg und gondelte dann nach der Lüderitzbucht. Da Prinz Leopold hier die berühmten Diamantfelder kennenzulernen wünscht, haben sich die Aufsichtsräte der Minen-Aktiengesellschaft am Dampfer eingefunden, um den hohen Herrn zu den Feldern zu geleiten. Weil die Zeit drängt („Der Dampfer wartet nicht"), so besteigt Prinz Leopold ein Pferd und reitet — im Galopp. Die befrackten Millionäre keuchen hinterdrein, notgedrungen gleichfalls zu Pferde. Endlich ist das Ziel erreicht, aber noch nie — so behaupten diese „schweren" Reiter — haben sie einen so „entsetzlichen Ritt" gemacht.

Von Swakopmund ging's nach Windhuk. Der Gouverneur von Schuckmann und der Kommandeur der Schutztruppe, Oberst von Estorff, empfingen den hohen Gast, dessen Inkognito eine Weisung des Kaisers lüftete, derzufolge der Generalfeldmarschall überall auf deutschem Gebiet mit den seinem hohen Range gebührenden Ehren zu bewillkommnen sei.

Von Windhuk aus unternahm der Prinz einen mehrwöchigen Jagdausflug zum Komashochland (im Südwesten des Schutzgebietes). Da aber diese Gegend keinen besonderen Wild-

reichtum aufwies, vertauschte er sie mit dem nördlichen Teil des Schutzgebietes, der Gegend von Outjo und der Etoschapfanne.

Diese Etoschapfanne, „ein Becken (wahrscheinlich ein alter Stauungssee), das sich periodisch mit Wasser füllt, bildet ein in das Kalkgestein eingesenktes Bassin von dreieckiger Gestalt mit einer Ausdehnung von rund 120 Kilometer in ostwestlicher und 70 Kilometer in nordsüdlicher Richtung. Ihr Westrand ist wallartig erhöht, ihre Umgebung bald wellig-steinig, bald flach-sandig, bald in einförmiger, bald in reich gebuchteter Uferlinie mit frei aus der Fläche ragenden Inseln. Ihre Peripherie säumen zur Zeit der Trockenheit dicke unter den Füßen knirschende Salzausblühungen, die bei Sonnenaufgang in allen Farben erglänzen und wie Schnee in der Mittagssonne glitzern. Sie locken aus ihrem Umkreis meilenweit das Wild zum Bracken an."

Auf Wunsch der Prinzessin Therese hat Prinz Leopold an der Hand seines Reisetagebuches seinen Aufenthalt an der Etoschapfanne in einem kleinen Aufsatz geschildert, dem die gelehrte Dame die letzte künstlerische Rundung verlieh, bevor ihn der „Jubiläumskalender des deutschen Frauenvereins für die Kolonien" (1913) abdruckte. Als einen Beweis für die Beobachtungsgabe und Jagdfreudigkeit des Prinzen Leopold möge der Aufsatz hier folgen.

Ein Tag an der Etoschapfanne.

Von Prinz Leopold von Bayern.

Herrlich schläft es sich im Zelte in der reinen Luft der Hochflächen des Inneren Südwestafrikas, geschützt durch das Moskitonetz gegen die nächtlichen Plagegeister, im behaglichen Feldbette, eingehüllt in wärmende Decken; denn obwohl in den Tropen gelegen, sind die Winternächte auf diesen Hochflächen bei stets wolkenlosem Himmel bitter kalt, und häufig findet man morgens das Wasser in der Waschschüssel mit einer Eiskruste bedeckt.

Fünf Uhr ist es. Der Bambuse weckt uns, die Toilette wird bei der niederen Temperatur beschleunigt, bald treten wir, in einen dicken Mantel gehüllt, vor das Zelt; in einer in unseren Breiten ungekannten Helle glänzen die Sterne, das uns bereits wohlvertraute südliche Kreuz, der Skorpion.

Nahebei an einem kleinen Feuer kocht unser unermüdlicher Schwede den den Südafrikanern unentbehrlichen Kaffee. Herrlich mundet der duftende, heiße Trank mit dem selbstgebackenen groben Brot.

Noch ist es Nacht. Wir schwingen uns auf die kleinen, ausdauernden afrikanischen Pferde und reiten fröstelnd auf dem einzigen, durch den Wald führenden Pfad (Wagenspur) — jeder mit seinem Begleiter und einem Bastardjäger — in das ihm für diesen Tag zugewiesene Revier.

Am Waldsaume angelangt, folge ich demselben in südlicher Richtung. Die kurze Dämmerung ist dem Tag gewichen.

Wie ein riesiger roter Ball erscheint die Sonne am Horizont, die ganze weite Ebene wie mit Feuer überflutend, links im Norden die salzigen Gewässer der uferlos scheinenden Etoschapfanne, vor uns die von verdorrtem Gras bedeckte Ebene, in der sich wenige, einige Meter hohe Sandhügel erheben mit rotblühenden Aloes, der Horizont auf drei Seiten begrenzt von eben solchen Wäldern, wie wir sie gerade durchritten, einen Anblick bietend, den man so leicht nicht vergißt.

Ringsherum auf viele Tagemärsche keine menschliche Ansiedlung. —

Es ist ein eigenartig Hochgefühl, das in solcher Umgebung den Kulturmenschen überkommt, wenn man dazu die Freude hat, mit liebenswürdigen, sympathischen Menschen zu reiten, wie mir es vergönnt war. So wird es wohl begreiflich, wenn man sich später wieder zurücksehnt in diese Gegenden, welche, was Schönheit anbelangt, es mit unseren Landschaften bei weitem nicht aufnehmen können, aber gerade auf den Kulturmenschen in ihrer unverdorbenen Ursprünglichkeit eine magnetische Anziehungskraft ausüben. —

Behaglich wärmt die schnell höher steigende Sonne, doch schon nach kurzer Zeit ist der Zauber der Morgenbeleuchtung verblaßt, und erbarmungslos brennt die Tropensonne auf die ausgedorrte Erde, auf die vertrockneten Gräser, in die nach unseren Begriffen kaum Schatten spendenden Wälder — und kein trinkbares Wasser weit und breit. Wehe dem einsamen Reiter, der sich in diesen Gegenden verirrt und den Weg zum nächsten Wasserloche nicht finden kann; das qualvolle Ende des Verdurstenden ist ihm sicher.

Einige Kühlung aber bringt der stets vormittags aufspringende Nordost. —

Doch an all dieses dachte wohl in diesem Augenblicke keiner von uns. Den Waldrand entlang, der in unregelmäßigen Winkeln ein- und aussprang, möglichst gegen Sicht gedeckt reitend, fesselte bald ein neues Bild unsere Aufmerksamkeit.

Auf der weiten Ebene tummelten und ästen sich ganze Rudel von Zebras und Schwarzschwanzgnus, dazwischen die zierlichen Springböcke, während stärkere Stücke, wahrscheinlich Hengste und Bullen, einzeln herumstanden; weiter rechts zog eben ein Rudel Orixantilopen aus dem Walde auf die weite Ebene aus.

All dies bot dem Jägerauge ein entzückendes Bild, dessen Einzelheiten mit dem Zeißglas zu beobachten dem Naturfreunde reichlichen Genuß bot.

Selbstverständlich regte sich auch der Jäger in mir. Doch da war guter Rat teuer; denn das Wild stand alles weit draußen auf der nahezu deckungslosen Ebene. Eine einzige kleine Gruppe von Dornbäumen, umgeben von niederen, durchsichtigen, mit Kletten erfüllten Dornsträuchern, befand sich einige hundert Meter isoliert in der Richtung des Wildes.

Der Wind stand günstig, und so sprang ich vom Pferde, um kriechend mein Weidmannsheil zu versuchen.

Ein hartes Stück Jägerarbeit, in der stechenden Tropensonne, dicht an den harten, mit spitzen Steinen bedeckten Boden geschmiegt, — wenig genußreich für Hände und Knie — durch Dornen und Kletten Zoll für Zoll, mit steter Aufmerksamkeit auf das Wild, die paar hundert Schritte zurückzulegen. Endlich war der äußerste, spärliche Deckung bietende Baum erreicht.

Einige Minuten zur Beruhigung des erhitzten Blutes und zur genauen Musterung der Umgebung ließen erkennen, daß ein Näherkommen unmöglich. Das nächststehende Wild, ein Zebrahengst und ein starker Gnubulle, standen sicher noch gut über 200 Meter weit. Ich verließ mich auf meine treue Achtmillimeterbüchse und nahm den Gnubullen aufs Korn. Auf den Schuß hörte ich den Kugelschlag, sah das großartige Schußzeichen, den in voller Flucht abgehenden Bullen, der nach wenig hundert Schritten verendend zusammenbrach.

Erschreckt fuhr das in Sicht stehende Wild durcheinander, doch der Wind war gut und eräugen konnte es auch nichts, so daß es sich allmählich wieder beruhigte und es mir gelang, noch einen einzelnen, vorbeiwechselnden Springbock zu erlegen.

Hochbefriedigt über den Erfolg, rasteten wir längere Zeit, um dann über die weite Ebene zu unserem Lager zurückzureiten.

Da sichteten wir in der Ferne ein starkes Rudel Gnus. Eine mit Aloes bewachsene Sanderhöhung gab einige Deckung, so daß wir auf vielleicht 500 Schritte herankamen; doch schon hatte uns das Wild bemerkt und begann unruhig zu werden. Nun gab es kein Zögern mehr; in vollem Galopp ritten wir schräg gegen die Tête des Rudels, das nun auch seinerseits in Galopp verfiel. Es war ein wundervoller Anblick, wie das Rudel von vielleicht mehreren hundert Stücken sich in dichter Kolonne in schwerfällig aussehendem und doch so förderndem Galopp fortbewegte, mit der langen Rute die Flanken schlagend, nicht unähnlich einem Rudel Büffel.

Allmählich kamen wir in unserem Wettlaufe näher und näher; einzelne starke Bullen, denen die raschere Gangart entschieden unsympathisch erschien, blieben auf Augenblicke stehen, uns zu beobachten. Jetzt hieß es, vom Pferde springen und einen schnellen Schuß anbringen — ein bei den stark erhitzten Pulsen recht unsicheres Beginnen.

Der Schuß auf den stärksten Bullen saß richtig auch weidwund.

Soweit es mein Glas erlaubte, beobachte ich das flüchtig abgehende Rudel;

als es mindestens zwei Kilometer weit gelangt war, beruhigte es sich, der kranke Bulle sonderte sich ab und tat sich nieder. Langsam ritt ich nach; als ich den Bullen wieder hoch gemacht, gab es noch einige scharfe Galopps, bis ich ihn endgültig auf die Decke gebracht hatte. Hochbefriedigt über den erfolgreichen Jagdtag, ritt ich den weiten Weg über die pfadlose Ebene, nur nach der Sonne orientiert, in das Lager, in welchem meine Reisegenossen nach erfolgreichen Pirschritten bereits eingetroffen waren.

Auch das Lagerleben entbehrt nicht einer gewissen Poesie. Das wenigst Schöne daran war wohl das Wasserloch, eigentlich ein ziemlich großer, mit dichtem Schilf bestandener Tümpel von bräunlichem, etwas brackigem Wasser, belebt von Fröschen und anderem Getier, bedeckt zum Teil mit grünem Schlamm, auch von unseren zahlreichen Tieren benutzt als Tränke und Suhle. Und doch war es das kostbarste Gut, weit und breit, die Lebensbedingung für Mensch und Tier. —

Herrlich war der Abend, wenn die Sonne zur Rüste ging. Die spiegelglatten Fluten der scharfgesalzenen Etoschapfanne in sonst nie gesehenen Streifen der zartesten Farben, in weiß, rosa, gelb und blau spielend, unmerklich in den duftigen Abendhimmel übergehend und belebt von zahlreichen Wasservögeln; in den Bäumen rings um unser Wasserloch das regste Vogelleben von zahllosen Tauben, Glanzstaren und einer Menge mir unbekannter Vogelarten, die alle zur Tränke kamen.

War der Wald auch nicht dicht, die Bäume nicht hoch und bestand das Unterholz meist aus Dornen, so gab das Ganze bei Sonnenuntergang doch ein entzückendes Bild.

Unsere Pferde und Ochsen weideten in der Nähe das trockene, aber nahrhafte Gras, unsere Leute kochten bei den schwerfälligen Ochsenkarren, an welche ja bekanntlich in Südafrika bis 20 Ochsen gespannt werden. Und wir vier saßen vergnügt bei unserem frugalen Mahle vor unseren Zelten, erzählten unsere Jagdabenteuer, nachdem wir vorher noch mit stets neuem Interesse das im Laufe des Tages gestreckte Wild gemustert hatten, das durch unsere Leute noch am Abend oft aus weiter Ferne herangebracht worden war. Schnell, wie stets in den Tropen, war die Nacht hereingebrochen. Besser als unsere wenigen Laternen beleuchtete in der klaren Luft der Mond unser Lager, und die Moskitos freuten sich unserer Anwesenheit.

So verging gar mancher Tag an der Etoschapfanne, doch brachte ein jeder etwas Neues, andere Gegend, anderes Wild. Und die Erinnerung an diese Tage mit ihrem eigenartigen, poetischen Zauber weckt immer wieder die Sehnsucht nach dem schönen Stücke Vaterland in Afrikas Südwesten.

* * *

Im Dienst und auf der Jagd, auf der Jagd und im Dienst haspelten sich die Jahre ab wie der Faden auf kreisender Spule. Freilich nicht immer spann die Parze dem Prinzen Leopold das

goldene Runenseil des Glückes, auch düstere Fäden wob sie hinein.

Über sechsundeinhalb Jahrzehnte hatte er sich im Besitze eines Vaters — eines solchen Vaters! — sonnen dürfen: im Dezember 1912 schied Prinz Luitpold aus seinem reichgesegneten Leben, weit über die Grenzen des deutschen Vaterlandes hinaus betrauert. Und als er seine Ruhestätte gefunden hatte in der Fürstengruft bei St. Cajetan, da mochte wohl des Sohnes Herz das Wort des Dichters durchklingen:

„Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben —
Doch mir war er mehr!"

Die Bedeutung eines Menschen findet ihren treffendsten Ausdruck in seiner Wertschätzung von seiten persönlicher oder politischer Gegner: als der Präsident des Deutschen Reichstages das Ableben des Prinzregenten verkündete, verließen die Sozialdemokraten nicht — wie bei ähnlichen Anlässen — fluchtartig den Saal, sondern sie erhoben sich einmütig, hörten den Nachruf mit an und huldigten dem Andenken eines Landesvaters voll Herzensgüte, Fürsorglichkeit und vorbildlicher Schlichtheit.

Der Regierungsantritt des Prinzen Ludwig, der nach Jahresfrist den Königstitel annahm, wies naturgemäß seinem Sohne, dem nunmehrigen Kronprinzen Rupprecht, die erste Stelle nächst dem Throne zu. Der Thronerbe, ein geborener Soldat, war auf der Stufenleiter militärischer Ehren bereits zum kommandierenden General emporgestiegen. Damit nun diese jüngere Kraft rechtzeitig Gelegenheit zu größerer Übersicht und tieferem Einblick gewinne, beförderte ihn der Kaiser

zum Generalinspekteur der IV. Armeeinspektion (22. März 1913).

Prinz Leopold zog sich ins Privatleben zurück. In seinen Ruhestand aber folgte ihm die dankbare Anerkennung des obersten Kriegsherrn, des Heeres, des Vaterlandes.*)

Die wunderbare Frische, die sich der Prinz bis an die

---

*) Der Kaiser erließ an den Prinzen die folgende Kabinettsorder:

Durchlauchtigster Fürst! Freundlich lieber Vetter! Aus Euerer Königlichen Hoheit Schreiben vom 6. März d. J. habe Ich mit aufrichtigem Bedauern ersehen, daß Euere Königliche Hoheit in Rücksicht auf Ihr vorgeschrittenes Lebensalter um Enthebung von der Stellung als General-Inspekteur der IV. Armee-Inspektion bitten.

So ungern Ich Eure Königliche Hoheit aus diesem Dienstverhältnis scheiden sehe, so vermag ich doch Ihrem bezüglichen Wunsche nicht entgegen zu sein. Indem Ich Euere Königliche Hoheit daher von der gedachten Stellung hiermit enthebe, kann Ich es Mir nicht versagen, Euerer Königlichen Hoheit Meinen von Herzen kommenden Dank und Meine Anerkennung auszusprechen für die mit hingebendster Pflichttreue fast 21 Jahre lang in dieser Stellung geleisteten hervorragenden Dienste.

Euere Königliche Hoheit wollen ein erneutes Zeichen Meiner persönlichen Freundschaft und hohen Wertschätzung darin erblicken, daß Ich Euere Königliche Hoheit — beseelt von dem Wunsche, Sie in engster Verbindung mit einem der preußischen Armeekorps zu erhalten, das während der ganzen Dauer Euerer Königlichen Hoheit Kommandoführung der IV. Armee-Inspektion angehörte — hierdurch zum Chef des Infanterie-Regiments von Alvensleben (6. Brandenburgischen) Nr. 52 ernenne. Dieses tapfere Regiment, welches Anweisung erhalten hat, Euerer Königlichen Hoheit den Rapport und die Offiziersrangliste vorschriftsmäßig einzureichen, wird sich der Auszeichnung, in Euerer Königlichen Hoheit seinen hohen Chef verehren zu dürfen, stets würdig zeigen. Und Euere Königliche Hoheit werden in der Wahl gerade dieses Regimentes erkennen, daß Ich hierbei des früheren langjährigen Regimentschefs, Ihres in Gott ruhenden Herrn Bruders, des Prinzen Arnulf von Bayern Königliche Hoheit wohl eingedenk war.

Indem Ich noch hinzufüge, daß in Euerer Königlichen Hoheit Verhältnis als Chef des Westfälischen Dragoner-Regiments Nr. 7 eine Änderung nicht eintritt, verbleibe Ich mit der Versicherung der vollkommensten Hochachtung

Neues Palais, den 22. März 1913.

Euerer Königlichen Hoheit
freundwilliger Vetter

(gez.) Wilhelm R.

Schwelle des Alters bewahrte, ermöglichte es ihm, nunmehr weitreichende Pläne zu Überseereisen zu schmieden, deren ersten er bereits im Oktober 1913 verwirklichte. Deutsch-Südwestafrika war ihm so lieb geworden, daß es ihn jetzt verlangte, auch Ostafrika kennenzulernen. Der getreue Jagdgenosse von 1909, Hofrat Dr. von Buerkel, schloß sich wiederum an; statt des Prinzen Georg begleitete diesmal Prinz Konrad den Vater.

Die Jagdgründe, die ihm in Deutsch-Südwest versagt blieben, bot ihm Ostafrika in Fülle. In bunter Reihenfolge brachte Prinz Leopold Elefanten, Zebras, Hartebeeste, Antilopen, Giraffen, Gnus, Nashörner, Elenbullen, Gepards zur Strecke; Löwen und Leoparden schoß er im Fangeisen. Der Kilimandscharo und der Meru gaben den im Spiele tropischer Beleuchtung farbenprächtigen Hintergrund für allerlei Erlebnisse und Jagdabenteuer ab, die der Prinz am Schluß seiner dreimonatigen Afrikareise mit der Tagebuchnotiz abschließt:

„Dem Himmel bin ich dankbar, daß es mir in meinen alten Tagen noch vergönnt war, all das Schöne und Neue zu sehen und zu genießen."

Die „alten Tage" bedeuteten für den Prinzen weder eine Last noch schränkten sie seine Wanderlust irgendwie ein. Auf der Fahrt von Tanga nach Neapel — wo die Frau Prinzessin ihres hohen Gemahls wartete — zauberte ihm die Reiselust neue Bilder vor die Seele; und als sich die Jagdgenossen der winterkalten Heimat näherten, ward bereits ein neuer Reiseplan entworfen.

Der frühvollendete Prinz Arnulf hatte das ferne Zentralasien durchstreift und auf der Hin- und Rückfahrt den eigenartigen Zauber Rußlands auf sich wirken lassen. Unter Benutzung seiner Aufzeichnungen hat Prinzessin Therese diese For-

schungsreise in einem trefflichen, mit vielen Bildern nach eigenen Aufnahmen des Prinzen ausgestatteten Buche geschildert.

Rußland war das einzige Land Europas, das Prinz Leopold noch nicht kannte: das wäre ein lohnendes Reiseziel! Im Urwald von Bialowies auf den Wisent pirschen, im waldumkränzten Tale der Njemenniederung dem Hirsch nachschleichen, Warschau sehen — ja, das möchte er ...

Sein Wunsch sollte sich erfüllen.

Zwölftes Kapitel.

Der Eroberer von Warschau.

Zeitlebens hatte Prinz Leopold sein Schwert scharf gehalten — als aber der Brand des Weltkrieges aufloderte, war's bereits seiner Hand entglitten.

Welche Tragik!

An der Spitze einer Armee von Sieg zu Sieg zu schreiten, neue Blätter einzuflechten in den Lorbeerkranz des bayerischen Schlachtenruhmes, das war ein Ziel, für das sein Herz erglühte, von frohen Jugendtagen an. Und jetzt, da die Truppen seiner Schulung hinauszogen in den Kampf, jetzt sollte es ihm nicht vergönnt sein, Freud und Leid mit ihnen zu teilen?

„Herzerhebend" sind für ihn die Waffentaten, die den raschen Siegeslauf der deutschen Truppen durch Belgien und Frankreich kennzeichnen, aber er muß entsagungsvoll bekennen:

„Für mich ist es leider gleichgültig, wo ich bin. Mich freut das Leben nicht mehr, denn in der jetzigen großen Zeit von jeder militärischen Tätigkeit ausgeschlossen zu sein, ist fast mehr als ich ertragen kann." (Brief an die Prinzessin Therese vom 13. August 1914.)

Gleich Hindenburg, der bereits seit Ostern 1911 im Ruhestande lebte, hatte auch Prinz Leopold sich beim Ausbruch des Weltkrieges dem obersten Bundesfeldherrn zur Verfügung ge-

stellt. Eine Einberufung war zunächst nicht erfolgt, dennoch schreibt er am 9. September hoffnungsfreudig:

„Ich werde vertröstet, daß meiner eine schöne Aufgabe harrt."

Während die Prinzessin Gisela ihr Palais in ein Genesungsheim für Offiziere umwandelt, besucht ihr Gemahl die verwundeten Krieger und läßt sich von ihnen die Vorgänge auf dem Welttheater erzählen, die er leider nur an der Hand der Generalstabskarte miterleben darf („... und ich sitze immer noch untätig zu Hause!"). Auf einer Reise an die Westfront findet er die Truppen „überall in vortrefflicher Verfassung". Als er aber seine Schweren Reiter sieht, wie sie glühend von Kampfbegier tätigen Anteil haben an dem ungeheuren Geschehen der Zeit, da vermag er nur mit Mühe seine Selbstbeherrschung zu wahren, und resigniert fragt er in vertrautem Kreise:

„Bin ich wirklich schon so alt, daß ich zu nichts mehr zu gebrauchen bin?!"

Endlich, endlich flattert ihm die erlösende Botschaft zu, laut welcher ihm der Kaiser den Oberbefehl über eine Armee im Osten überträgt (16. April 1915).

Sofort eilt der Marschall nach Lötzen ins Große Hauptquartier, um sich bei seinem langjährigen Untergebenen, von Hindenburg, zu melden.

Mit welch echt soldatischem Geist und pflichtmäßiger Unterordnung Prinz Leopold sich in dies eigenartige Dienstverhältnis fügt, beweist folgende Tatsache.

Als beim Eintreffen des Prinzen sein Generalstabschef ihm folgende Meldung an Feldmarschall von Hindenburg zur Unterschrift vorlegte: „Eurer Exzellenz teile ich ergebenst mit, daß ich heut das Kommando über die 9. Armee übernommen

habe", hat der Prinz den ersten Teil ausgestrichen und eigenhändig durch die Worte ersetzt: „melde ich gehorsamst".

Als Prinz Leopold den Oberbefehl über die 9. Armee übernahm, hatte Hindenburg in der Winterschlacht an den masurischen Seen (vom 7.—15. Februar 1915) den Boden Ostpreußens zum zweiten Male vom Feinde gesäubert. Während das geschlagene Russenheer sich in die Festungsfront Kowno—Olita—Grodno flüchtete, wurde Osowiec am Narew aufs heftigste beschossen, teils um einen etwaigen Angriff der Russen auf Lyck zu vereiteln, teils um ihre Aufmerksamkeit von Galizien abzulenken. Da nämlich am 22. März Przemysl in die Hände der Russen gefallen war, konnte die Belagerungsarmee dieser Festung — über 100 000 Mann — einen Vorstoß gegen die Karpathenfront möglicherweise erfolgreich unterstützen. Das mußte verhindert werden.

Ende April zog Mackensen hinter der Front in Westgalizien gewaltige Truppenmassen mit zahlreicher schwerer Artillerie zusammen. Dies Aufgebot ermöglichte es ihm, über den Dunajec zu gehen, bei Gorlice—Tarnow die russische Front in einer Breite von 16 Kilometern und einer Tiefe von 4 Kilometern zu durchbrechen und den Gegner auf einer 160 Kilometer langen Front zum Rückzuge zu nötigen. Am 3. Juni konnte er ihm Przemysl wieder abnehmen. Nun verschanzten sich die Russen in ihrer stark befestigten, von einer Seenkette vorteilhaft gestützten Grodekstellung, um Lemberg zu retten. Mackensen hatte es hier nicht leicht, denn die Russen waren hier sehr stark und setzten sich verzweifelt zur Wehr. Darum mußten sie von Norden her gefesselt werden, um dem Marschall seine Offensive zu erleichtern.

Während preußische Gardetruppen einen erfolgreichen Vorstoß auf die Grodekstellung unternahmen, glückte dem General

von der Marwitz in einer von den Russen zäh verteidigten, an die Nordwestfront von Lemberg angelehnten Stellung ein Durchbruch, der es dem Generaloberst von Böhm-Ermolli möglich machte, von Westen und Nordwesten her Lemberg zu erstürmen.

Unaufhaltsam setzten die Verbündeten nach der Einnahme von Lemberg die Verfolgung der Russen fort. Links der Weichsel ging die Heeresgruppe Woyrsch auf Iwangorod vor und drängte die Russen in der Linie Golec—Ilza—Radom—Przytyk in beständigen Gefechten zurück.

An diese bogenförmige Front schloß sich nach Norden mit der Front nach Warschau die Heeresgruppe Prinz Leopold von Bayern an, deren Stellung etwa von Nowe—Miasto an der Pilica entlang, bei Skierniewice vorbei, an der Rawka und Bzura entlang, bei Sochaczew vorbei, bis an die Weichsel unterhalb Warschau verlief. Auf dieser ganzen Front waren rückgängige Bewegungen der Russen gegen die ständigen Werke von Warschau wahrnehmbar.

Inzwischen war die Heeresgruppe Mackensen aus südlicher Richtung mit ihrem linken Flügel (Erzherzog Josef Ferdinand) gegen Lublin, mit ihrer Mitte (Linsingen) beiderseits des Bug und mit ihrem rechten Flügel (Puhallo) auf Kowel vorgegangen. Hindenburg hatte Ende April einen Vorstoß nach Kurland unternommen, Mitau bedroht und mit Hilfe der Marineartillerie Libau eingenommen.

Somit stellte die deutsche, nahezu 850 Kilometer lange Gesamtfront eine gewaltige Zange dar, welche die Russen entweder umklammernd erdrückte oder zum Zurückweichen nötigte.

Da die mit den Festungen Lomza, Ostrolenka, Rozan und Pultusk gespickte Narewlinie den Ausgangspunkt für die hef-

tigen Vorstöße der Russen gegen Ostpreußen hin gebildet hatte, so war es natürlich, daß die deutsche Offensive im Juli 1915 in erster Reihe auf den Durchbruch dieser Narewlinie und auf die Einschließung der am unteren Narew stehenden russischen Truppen in Nowo Georgiewsk abzielte.

Diese Aufgabe fiel der Armee Gallwitz zu, an welche die 9. Armee Truppen abgab. Gallwitz stieß bei Prasnysz durch und trieb die Russen auf die Werke von Nowo Georgiewsk bzw. an den Bug nordöstlich Warschau bei Wyszkow und Ostrow zurück. Nunmehr stieß die 9. Armee — Prinz Leopold — in der Richtung auf Warschau nach.

Nach dem Rückzuge der Russen von Lodz und Lowicz im Dezember 1914 hatten die Russen zum Schutze der schwerbedrohten polnischen Hauptstadt eine feste Stellung vorbereitet, die sich an den Fortsgürtel von Nowo Georgiewsk anlehnte und über Blonie—Grodzisk bis Grojec reichte. Prinz Leopold warf die Russen zunächst aus den Befestigungen westlich Grojec hinaus und umfaßte dann die starke Stellung des Feindes bei Blonie—Grodzisk von Süden her, um die Verbindung Warschau—Nowo Georgiewsk zu sprengen. Ungehindert konnte er nach Gora-Kalwarja an der Weichsel oberhalb Warschau gelangen.

Schon stand der Prinz 15 Kilometer vom äußersten Fortsgürtel von Warschau entfernt. Allein das weitere Vordringen auf dieser verhältnismäßig kurzen Strecke auf dem von Sümpfen und Flüssen durchschnittenen Gelände gestaltete sich nicht ganz einfach, um so weniger, als die wohlverschanzten Feinde hier heftigen Widerstand leisteten.

Da die Oberste Heeresleitung abwarten wollte, ob die Ereignisse am unteren Narew und der Vormarsch der Heeresgruppe Woyrsch auf Iwangorod die Umklammerung Warschaus be-

günstigen würden, so kamen Prinz Leopolds Operationen für ein paar Tage zum Stillstand.

Generaloberst von Woyrsch ging inzwischen auf heimlich über den breiten Fluß geschlagenen Brücken auf das östliche Weichselufer hinüber, um links in Fühlung mit dem auf Warschau marschierenden Prinzen Leopold zu kommen und rechts die Verbindung mit dem linken Flügel der Heeresgruppe Mackensen aufzunehmen.

Unter diesem gewaltigen Druck wichen die Russen scharenweise auf das rechte Weichselufer nach Osten. Da sich das Gerücht verbreitet hatte, daß der Feind das ganze Gelände vor und zwischen den Forts unterminiert habe, so mußten sich die für die Eroberung Warschaus zunächst angesetzten Sturmkolonnen zweier preußischer Divisionen der größten Vorsicht befleißigen. Hierzu kam eine weitere Schwierigkeit: die Herstellung telephonischer Verbindung zwischen den verschiedenen Kampfgruppen war nicht möglich; die Weitergabe von Befehlen an die verschiedenen Kommandostellen mußte wie in alter Zeit durch Meldereiter erfolgen.

Als die Russen nach dem Aufgeben ihrer Blonielinie den deutschen Vormarsch aufzuhalten versuchten, schritt die gesamte deutsche Artillerie zur Beschießung der Befestigungen von Warschau. Am Nachmittag des 2. August griffen die Sturmkolonnen (Bayern) das Werk Nr. 6 der äußeren Linie an. Bald mußten es die Russen räumen. Württemberger, Sachsen und Preußen griffen nun die andern acht Werke an; sie wurden aber mit so starkem, teilweise flankierendem Maschinengewehrfeuer überschüttet, so daß sie anfangs schwere Verluste erlitten. Preußische Regimenter kämpften vor den Bastionen von Werk 7, 7a, 8 und 9, sächsische vor Werk 5. Nachdem sie sich bereits tags zuvor bis an die Drahtverhaue herangearbeitet hatten, stürmten

sie vorwärts. Bald war die ganze Westfront von Süden her aufgerollt. Die Russen waren in eine solche strategische Lage geraten, „daß sich das Bild einer Zange bot". Ihre Heeresleitung zog es daher vor, Warschau preiszugeben, statt eine langwierige Belagerung (42-Zentimeter-Geschütz!!) herauszufordern: die Russen wurden von unseren Truppen aus der Festung regelrecht „hinausmanövriert".

Unter unserer Beschießung hat Warschau fast gar nicht gelitten. Der Schaden, den der Feind unseren Truppenbewegungen durch Sprengung der neuen, der Schloß- und der Bahnbrücke zuzufügen wähnte, war bereits nach ein paar Tagen wieder wettgemacht, denn südlich von diesen drei Brücken schlugen deutsche Pioniere eine Pontonbrücke über die 500 Meter breite Weichsel, und zwar in einem Zeitraum von knapp vier Stunden.

Der Rückzug der Russen ist anscheinend in großer Eile erfolgt. Seit einigen Wochen waren alle Wagen und Autos in einem Park zusammengetrieben und wurden dort bewacht. Bei der schleunigen Flucht wurden sie vergessen. Die Kirchenglocken sollten gleichfalls wegtransportiert werden; darum hatte man sie bereits aus ihrem Gestühl heruntergenommen. Auch sie mußte der Feind im Stich lassen. Es ging sogar so schnell, daß den Kosaken zuletzt die Zeit fehlte, die Juwelierläden auszuplündern!

Die einheimische Bevölkerung empfing die Deutschen nicht als Feinde, sondern als ihre Befreier vom Druck des zaristischen Regimes. Aufrichtige Freude strahlte auf allen Mienen, als deutsche Kavallerie — die Lanzen mit Blumen geschmückt — ihren Einzug in die Stadt hielt. Bis Mittag war die deutsche Infanterie, Kavallerie und Artillerie gefolgt. Die russischen Nachhuten hatten sich auf die Vorstadt Praga zurückgezogen und sandten von hier aus Granaten und Schrapnells auf die

Stadt. Sie schienen es besonders auf die Zerstörung des alten polnischen Königsschlosses abgesehen zu haben; den deutschen Truppen fügten sie glücklicherweise keinen Schaden zu.

Am nämlichen Tage verkündete der Telegraph die frohe Botschaft:

Östlicher Kriegsschauplatz.

5. August. Die Armee des Prinzen Leopold von Bayern durchbrach und nahm gestern und heute nacht die äußere und innere Fortlinie von Warschau, in der russische Nachhuten noch zähen Widerstand leisteten. Die Stadt wurde heute vormittag durch unsere Truppen besetzt.

Oberste Heeresleitung.

Umgehend drahtete König Ludwig seinem Bruder:

Königliche Hoheit, Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern, Oberbefehlshaber der 9. Armee.

Dem Eroberer Warschaus das Großkreuz des Max-Joseph-Ordens.

Der Kaiser zeichnete ihn mit dem hohen Orden „Pour le mérite" aus.

Nachdem die deutschen Vorhuten ober- und unterhalb Warschaus das rechte Weichselufer besetzt hatten, verjagten sie die Russen auch aus Praga und verfolgten sie dann unaufhaltsam nach Osten.

Während am 9. August der erste deutsche Eisenbahnzug, reichbekränzt, in den Wiener Bahnhof in Warschau einlief, hielt Prinz Leopold seinen feierlichen Einzug in die polnische Hauptstadt. Der hohe Herr war mit dem Generalstabschef, General Grünert, und den übrigen Herren des A. O. K. IX. im Auto vor dem Wiener Bahnhofe eingetroffen und hier vom Kom-

mandierenden General von Scheffer-Boyadel empfangen worden. Der Prinz schritt die Ehrenkompagnie ab, während die Musik „Deutschland, Deutschland über alles" spielte. Dann bestiegen der Marschall und sein Gefolge die Pferde, und der Zug setzte sich in Bewegung. Zwischen dichtgedrängten Reihen der Zuschauer, die den friedlichen Eroberer ehrerbietig begrüßten, ritten Dragoner und Ulanen. Dann folgte eine Musikkapelle. Hinter dieser ritt der Prinz mit seiner glänzenden Suite von Generalen und 200 Offizieren aller Waffengattungen. Der Zug ging durch die Hauptstraßen zum Sächsischen Platz. Hier, vor der russischen Hauptkirche, nahm der Marschall Parade ab, stieg dann vom Pferde und überreichte etwa dreißig Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften, die sich besonders ausgezeichnet hatten, das Eiserne Kreuz, wobei er sich mit jedem dieser braven Krieger unterhielt.

Dann fuhr Prinz Leopold nach dem Schloß Belvedere. Um 1 Uhr gab er im Hotel Bristol ein Mittagessen, bei dem er eine denkwürdige, an historischen Erinnerungen reiche Rede über das gewaltige geschichtliche Ereignis hielt, das sich soeben unter seiner Führung abgespielt hatte.

Im Namen einer polnischen Abordnung richtete Fürst Lubomirski an den Prinzen folgende Ansprache:

„Nachdem ich das mir übertragene Amt übernommen habe, wird es mein Bestreben sein, Ruhe und Ordnung in dieser Stadt aufrechtzuerhalten."

Prinz Leopold erwiderte:

„Ich habe mich gefreut über die Meldung, daß die Bewohner den Truppen freundlich entgegengekommen sind. Wir führen Krieg gegen die feindliche Armee, nicht gegen friedliche Bürger. Im Gegenteil: die Einwohnerschaft kann sich durch ihr Verhalten den mächtigen Schutz unserer Waffen erwerben.

Ich fühle mich jedoch außerdem verpflichtet, zu erwähnen, daß ich bei einem feindlichen Vorgehen der Bevölkerung gegen unsere Truppen und bei Nichtbefolgung unserer Anordnungen zu meinem Bedauern gezwungen sein würde, mit der vollen, unerbittlichen Strenge unserer militärischen Gesetze einzuschreiten. Es liegt deshalb im Interesse der Hauptstadt Polens, alles aufzubieten, um Mißverständnissen vorzubeugen.

Bei solchem Wohlverhalten bin ich bereit, der Stadt die Wohltaten der Selbstverwaltung zu bewilligen, die in der Städteordnung für Russisch-Polen enthalten sind." —

Die wichtigste Festung des Zarenreiches war gefallen. Die russische Versicherung, ein Anprall des Feindes werde sich jederzeit an der „unbezwingbaren" Festung Warschau brechen und es werde der russischen Heeresleitung jederzeit möglich sein, aus dem „strategischen Festungsnetz", dessen Mittelpunkt Warschau sei, zum Angriff vorzubrechen, diese Versicherung hatte sich als eitel Prahlerei erwiesen. Ebenso wichtig wie der militärische Erfolg war aber auch die politische und moralische Seite des Falles von Warschau. „Alle Bestrebungen der russischen Polen nach Erlangung einer gewissen Selbständigkeit und nach Erlösung vom russischen Druck verkörpern sich im Besitz der alten Königsstadt, die jetzt in die Hand der Deutschen gefallen war, nachdem gerade zuletzt die russische Herrschaft besonders schwer auf ihr gelastet hatte. Daß die Einnahme sich ohne heftigen Kampf und ohne ernsthafte Schädigung der Stadt vollziehen konnte, sowie daß die Russen den wichtigen Platz ruhmlos und mattherzig aufgegeben haben, mußte den Eindruck des deutschen Erfolges in den Augen der Polen noch steigern."

Und in Deutschland?

In allen Gauen des Vaterlandes löste die Eroberung der stolzen Veste große Freude aus. Allenthalben gönnte man es

der polnischen Nation, daß sie nunmehr, losgelöst von den unbarmherzigen Armen des Moskowitertumes, der Verwirklichung ihrer langgehegten Hoffnung entgegenging. Auf den Dank für das Befreiungswerk wartet Deutschland allerdings vergebens!

Ein kraftvolles Gedicht machte sich zum Dolmetsch der Freude, die damals alle Herzen erfüllte:

Warschau gefallen!

Ein wartendes Fragen,
Ein Hoffen und Zagen
In Deutschland auf jeder Lippe ruht.
Die Antwort: Geduld — die Sache geht gut! —
Dagegen ein Zittern in Herz und Hand,
Ein Atemstocken in Feindesland:
Wär's möglich? — So kläglich der Plan zerschellt?
— Ob Warschau fällt — —?

Ein jubelndes Brausen vom Rhein zum Sund,
Viktoriarufe aus jauchzendem Mund,
Ein Glockenläuten und Böllerschießen,
Aus jedem Fenster ein Fahnengrüßen,
Ein Paukenschmettern, ein Jubelgesang,
Ein Händedrücken die Straße entlang,
Ein goldener Lohn für ein eisernes Ziel:
— Warschau fiel! —

Das quaderne Bauwerk von zarischer Macht
Durch deutsche Fäuste zu Fall gebracht.
Herunter der russische Adler vom Turm,
Ein Jericho-Bersten durch deutschen Sturm. —
Nun fliegt's durch die Welten wie Falkenflug,
Ein ewiges Merkblatt im Völkerbuch,
Ein Gottesurteil, ein Richtspruch allen:
— Warschau gefallen!

(H. Biesenbach.)

Bald nach Warschau fiel Nowo Georgiewsk. Von dieser Festung aus, die nach der Niederlage bei Tannenberg einen der Hauptstützpunkte der russischen Armee bedeutete, hatte der der Feind seine Vorstöße auf beiden Weichselufern gegen West-

preußen — Thorn, Strasburg — unternommen. Von hier aus hatten sie ferner im November 1914 die 9. Armee auf ihrem Vormarsch gegen Lowicz—Lodz aufzuhalten versucht, indem sie deren linken Flügel bedrohten. Als ihnen nun im März 1915 Plock abgenommen wurde, faßten die Russen ihre ausgebauten Stellungen nordwestlich der Narewfront mit den bereits vorhandenen Sperrpunkten zu einem etwa 64 Kilometer weiten Befestigungsringe zusammen.

Gegen diese Linie ging der rechte Flügel der Armee Gallwitz mit den von der 9. Armee gestellten Verstärkungstruppen vor. Als ihr linker Flügel nördlich davon die Narewfestung Pultusk, Prinz Leopold die Bloniestellung genommen hatte, bildete die Oberste Heeresleitung eine besondere Heeresgruppe — General von Beseler — zum Zweck eines energischen Vorgehens auf Nowo Georgiewsk, das sich nach Einschließung und Beschießung am 20. August ergeben mußte.

Verhältnismäßig einfach gestaltete sich die Einnahme von Iwangorod. Hier hatte von Woyrsch den bereits erwähnten nächtlichen Übergang über die Weichsel vollzogen und den Brückenkopf in tagelangen Kämpfen behauptet. Als nun österreichisch-ungarische Truppen unter General von Köveß dem Feinde seinen starken, zäh verteidigten Stützpunkt entrissen hatten, und der linke Flügel der Armee Josef Ferdinand — die auf dem linken Flügel der Heeresgruppe Mackensen am östlichen Weichselufer entlang vordrang — Nowo Aleksandria nur zwei Meilen südlich Iwangorod erreichte, begannen die Russen Iwangorod zu räumen.

An demselben Tage, an dem Warschau fiel, zogen österreichisch-ungarische Truppen in Iwangorod ein.

Als die Russen nach dem Verlust der Narew- und Weichselfestungen ihren Rückzug antreten mußten, kam es ihnen darauf

an, sich für ihre Truppentransporte die Bahnlinie Iwangorod—Lublin—Cholm—Kowel zu sichern, um sich nötigenfalls auf die starke Festung Brest-Litowsk zurückzuziehen. Zu diesem Zwecke legten sie eine Reihe fester Stellungen an, im Süden in einer Linie zwischen der Weichsel oberhalb Iwangorod, über den Wieprz bei Krasnostow und über den Bug hinaus bis Kowel, in nordöstlicher Richtung zwischen Siemiatycze—Janow—Brest-Litowsk—Kobrie; Brest-Litowsk stellte den Ausgangspunkt für Angriff oder Verteidigung dar.

Aber eine Stellung nach der andern wurde überrannt. Als ihnen der Bahnknotenpunkt Miendzyrzec an der Bahn Warschau—Brest-Litowsk weggenommen war, flüchteten die Russen auf Brest-Litowsk. Während Mackensen durch das sumpfige Gelände südöstlich der Festung Brest-Litowsk vorrückte, trieb links von ihm der rechte Flügel der Heeresgruppe Prinz Leopold die Russen an den Bug unterhalb Brest-Litowsk, nach dem Urteil eines hervorragenden Fachmanns „ein Beispiel rücksichtsloser, großzügig angelegter Verfolgung, die dem Feinde jeden längeren Widerstand unmöglich machte."

Nachdem die Heeresgruppen Mackensen und Prinz Leopold den Bug bei Mielnik bzw. bei Janow und Niemirow überschritten hatten, gingen die Österreicher unter Arz von Straußenberg zum Angriff über. Um Zeit zur Fortschaffung alles brauchbaren Materials sowie zur Räumung der Festung zu gewinnen, nahmen die Russen im Vorgelände von Brest den Kampf auf, der freilich die Umklammerung der Festung nicht mehr aufzuhalten vermochte. Angesichts ihres unabwendbaren Schicksals steckten die Russen Brest-Litowsk in Brand und räumten es dann ohne nennenswerten Kampf. Dann flüchteten sie sich noch weiter ostwärts in die Gegend von Minsk. Hier setzten sie sich freilich der Gefahr aus, daß das Vordringen der

Deutschen im Norden, von dem durch General Litzmann eroberten Kowno aus, auf Wilna und Dünaburg, im Süden auf Lida sie im Raume Lida—Orany abermals in eine Zange nahm — standen doch deutsche Truppen bereits 90 Kilometer nordwärts, 130 Kilometer südwestlich Minsk!

Während Mackensen auf Pinsk—Pruzany marschierte, drang Prinz Leopold von Bayern — dem nunmehr auch die Heeresgruppe Woyrsch unterstellt wurde — bis zum Urwald von Bialowies vor. Nachdem er den Feind gegen Minsk geworfen hatte, setzte er seinen Vormarsch bis zur Beresina fort.

Nach dem Fall von Wilna, welches die Armeen Eichhorn, Scholtz und Gallwitz umfaßt hatten, klammerten sich die Russen verzweifelt an ihr letztes Bollwerk: Minsk. Von hier aus unternahmen sie wiederholt — ergebnislose — Vorstöße.

Im Norden war inzwischen Eichhorn bis auf 10 Kilometer von Dünaburg vorgedrungen, indem er das linke Dünaufer, namentlich die Brückenköpfe bei Lievenhof, Jakobstadt und Friedrichstadt besetzte. In diesem Gelände hub nunmehr ein Stellungskampf an, der erst zwei Jahre später mit der Einnahme von Riga endete.

Da die Hauptziele der Operationen erreicht waren, so konnte Prinz Leopold sich jetzt auf die Defensive beschränken, um die Stellung westlich Minsk in kleineren und größeren Kämpfen zu behaupten. „Wir haben für einen Soldaten schöne, erfreuliche Zeiten durchgekämpft", schreibt er am 17. Oktober 1915 an die Prinzessin Therese, „jetzt scheint — vorerst wenigstens bei meiner Armee — eine kleine Ruhepause eingetreten zu sein; wer weiß, auf wie lange? Darum liegen wir hier nicht etwa auf der faulen Bärenhaut, sondern bereiten uns mit aller Kraft auf die kommenden Ereignisse vor." Von Slonim aus, wo sich das Hauptquartier befindet, trifft er seine Anordnungen,

um den Urwald von Bialowies forstwissenschaftlich zu erschließen und für die Holzindustrie nutzbar zu machen. Und wenn ihm die militärische Lage ein paar Tage Zeit zum Aufatmen gönnt, eilt er hinüber, um nach dem Rechten zu sehen und zugleich auch dem edlen Weidwerk zu obliegen.

„Der Bialowieser Forst," schreibt Prinz Leopold, „stellt eigentlich eine ganze Provinz dar. Landschaftlich ist er einer der schönsten Wälder, die es auf Erden gibt. Da er offenbar forstlich fast gar nicht ausgenutzt wurde und nur für Jagdzwecke reserviert blieb, so träumt die Natur hier — was Baumwuchs und Bodenverhältnisse betrifft — mit ihren Sümpfen und Mooren ein Dasein in unberührter Schöne. Fast alle europäischen Bäume sind hier in riesigen Exemplaren, je nach der Bodenbeschaffenheit in gemischten, oder auch zum Teil in reinen Beständen, vertreten. Aus den gefallenen, vermoderten Stämmen sprießt überall neues Leben. Die Jagd ist erstklassig — hoffentlich gelingt es mir, die Wisente vor der Ausrottung zu bewahren!" An die Spitze der Forstverwaltung stellte der Prinz den Forstrat Dr. Escherich, Hauptmann d. L.: „er ist sehr tüchtig und energisch und hat als vielgereister Mann keinen engherzigen Standpunkt, er ist vielmehr großzügig in seinem Wesen."

Dieser Chef der Militär-Forstverwaltung wurde gleichzeitig zum militärischen Kommandanten des den Bedürfnissen der Forstnutzung entsprechend gebildeten Urwaldbezirkes Bialowies bestellt. Hierdurch wurde diesem verantwortlichen Leiter der Forstverwaltung die unbedingt nötige militärische Autorität in seinem Arbeitsgebiete übertragen, die es ihm ermöglichte, alle Sicherheitsmaßnahmen gegen die im Urwalde immer wieder auftretenden, den Betrieb gefährdenden Banden selbst zu treffen.*)

*) „Das Land Ober Ost", S. 281.

Die erste Aufgabe, die der Militärforstverwaltung gestellt war, bestand in der Beschaffung der nötigen Arbeitskräfte. Die in Aussicht genommene Nutzung forderte alles in allem ein Arbeiterheer von rund 10000 Köpfen, dazu noch etwa 1000 Pferde und Zugochsen. Mensch und Tier mußten aber auch untergebracht und verpflegt werden, wozu es im Urwalde nahezu an allem fehlte. So entstanden denn an den zukünftigen Betriebsplätzen größere oder kleinere Barackenlager, die zum Teil recht umfangreiche Wasser- und Lichtanlagen erforderten. Dann eine große Zahl von Magazinen, Verpflegungsanstalten, Küchen, Entlausungsschuppen, Stallungen, Scheunen usw. Unter Leitung des Verwaltungschefs entstanden Sägewerke, Holzverkohlungsanlagen zur Erzeugung von Holzkohle, Holzteer, Holzessig, Holzkalk, Methylalkohol, Terpentin- und Teeröfen, Holzwollfabriken und Großwerkstätten zur Herstellung von Feld- und Förderbahnen, Bohlen und einfachen Einrichtungsgegenständen für die Front.

Auf vielen Gebieten kulturellen Schaffens hat die Besetzung russischen Gebietes durch deutsche Truppen sich als ein Segen für dies unerschöpfte Land erwiesen, und wenn die Zukunft diese — glücklicherweise erfreulichen — Begleiterscheinungen des Weltkrieges untersuchen und verbuchen wird, so wird sie der Verdienste des Prinzen Leopold von Bayern um die Nutzbarmachung des ungeheuren Urwaldes von Bialowies rühmend gedenken.

Die Fürsorge für die rationelle Bewirtschaftung des Forstes von Bialowies, der bei einem Umfang von 128000 Hektar rund 24 Millionen besten Nutzholzes birgt und für die künftige Versorgung Deutschlands mit diesem wichtigen Rohstoff von größter Bedeutung werden könnte, wurde dem Prinzen durch die verhältnismäßig geringere Inanspruchnahme seiner Kräfte in

dem langen Stellungskampfe im Winter 1915/16 und im Frühjahr 1916 ermöglicht.

Nachdem die Russen Ende März 1916 in der Enge zwischen dem Narocz- und Wiszniewsee einen Durchbruch versucht hatten, schritt ihr neuer Oberbefehlshaber General Brussilow im Juni 1916 zu einer abermaligen Offensive. „Als Ziele für seinen nördlichen Flügel wurde die Richtung auf Brest-Litowsk und Ljublin über Kowel—Wladimir Wolhynsk, für die Mitte die Erreichung von Lemberg über Brody, für den Südflügel die Besetzung der Bukowina bezeichnet. Im Poljesje selbst und auf der gesamten Front von diesem Sumpfgebiet bis in die Gegend von Riga sollten die Deutschen durch Nebenunternehmungen beschäftigt werden."

Mit großem Ungestüm griff Brussilow östlich Wladimir Wolhynsk und Kowel sowie am Stochod an. Hierbei mußte er einen kaum nennenswerten Geländegewinn mit einem Verlust von mehr als 100000 Mann bezahlen! Als er aber einen Vorstoß auf Baranowitschi unternahm, um unter Benutzung dieses wichtigen Eisenbahnknotenpunktes zwischen der Schtschara und dem Serwetsch hindurch auf Slonim durchzustoßen, wehrte ihn Prinz Leopold ab, indem er unerschütterlich die Stellungen hielt, „die sich nördlich Pinsk längs des Oginskikanals nach dem Wygonowskojesee, von dort östlich am Baranowitschi vorbei längs der Schtschara und des Serwetsch erstreckten. Vorübergehende Erfolge der Russen quittierte der Prinz auf der Stelle. So meldete der Bericht der deutschen Obersten Heeresleitung am 4. Juli:

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern.

„Die kräftigen Gegenstöße unserer Truppen haben an den Stellen, wo es den Russen gelungen war, anfänglich Fortschritte zu machen, durchweg zum Erfolge geführt. An Gefangenen wurden hierbei 13 Offiziere und 1883 Mann gemacht."

Am 5. Juli:

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern.

Die Russen haben ihre Angriffstätigkeit auf der Front von Zirin bis südöstlich von Baranowitschi wieder aufgenommen. In zum Teil sehr hartnäckigen Nahkämpfen wurden sie abgewiesen oder aus Einbruchsstellen zurückgeworfen. Sie erlitten schwerste Verluste.

Am 8. Juli:

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern.

Mit vollem Mißerfolg endeten die seit gestern wiederholten Anstrengungen starker russischer Kräfte gegen die Front von Zirin bis südöstlich von Gorodischtsche sowie beiderseits von Darowo. Die vor unseren Stellungen liegenden Toten zählen nach Tausenden. Außerdem verlor der Gegner eine nennenswerte Anzahl Gefangener. Neue Kämpfe sind im Gange.

Diese Kämpfe zielten auf die Einnahme der von den Russen gehaltenen Gräben bei Skrobowa ab. Bei einem Gegenangriff auf diese Gräben nahmen brandenburgische Reserve-Regimenter 11 Offiziere, 1500 Mannschaften gefangen und erbeuteten 13 Maschinengewehre.

Starke Verluste bei den Kämpfen um Baranowitschi zwangen den Feind nunmehr zur Einstellung seines Vorstoßes. Diese Ruhepause benutzte die Heeresgruppe Prinz Leopold zum Ausbau ihrer Stellungen und zur Anlage starker Riegelstellungen in Erwartung neuer Angriffe. Ende Juli holte der Russe abermals zum Stoß am Skrobowabach aus, aber auch diesmal wurden seine Angriffe restlos abgeschlagen. Der dreimal unternommene Durchbruchsversuch bei Baranowitschi war im Feuer unserer tapferen Brandenburger und Schlesier zusammengebrochen. Dennoch setzte Brussilow seine Offensive fort: Lemberg und Kowel, das waren die beiden Punkte, die er ohne Rücksicht auf die in die Hunderttausende gehenden Opfer erstrebte. Allerdings verlangsamte sich Anfang August die Kampftätigkeit; die russischen Streitkräfte waren zu sehr erschöpft, als daß sie im gleichen Tempo hätten eingesetzt werden können.

Zur nämlichen Zeit fand angesichts der durch die allgemeine russische Offensive geschaffenen Gesamtlage während der Anwesenheit des Kaisers an der Ostfront eine Neuregelung der Befehlsverhältnisse statt, und zwar so, daß Hindenburg die Oberleitung über die gesamte Ostfront von der Ostsee bis nach Zalozce erhielt; von hier an südwärts lag der Oberbefehl in den Händen des Feldmarschalleutnants Erzherzog Karl Franz Josef, des späteren Kaisers Karl. Vier Wochen später wurde Hindenburg zum Chef des Generalstabes des gesamten deutschen Feldheeres ernannt. Ganz gewiß auf seine Empfehlung trat Prinz Leopold an seine Stelle als Oberbefehlshaber Ost (29. August 1916).

Das Kommando über seine Heeresgruppe, welche sich der unerschütterten und unerschütterlichen Defensivkette im Osten als Glied einfügte und den Massenangriffen der Russen im Hochsommer und Herbst 1916 zähe standhielt, übernahm nunmehr der verdienstvolle Führer der schlesischen Landwehr, Generaloberst von Woyrsch. Der ungewöhnlich strenge Winter 1916/17 machte größere Offensivhandlungen auf beiden Seiten unmöglich. Dennoch fanden beständig örtliche Kämpfe an einzelnen Stellen dieser ungeheuren Front statt, ohne daß ein Durchbruch oder auch nur ein Eindrücken erreicht wurde.

In der Ausübung seines Führeramtes hat Prinz Leopold nicht nur auf der Generalstabskarte, sondern auch im Gelände jeden Angriff, den die ihm unterstellten Truppen unternahmen, genau vorbereitet. Ohne Rücksicht auf die Gefahr, der er sich aussetzte, ritt er bis an die vordersten Schützengräben, stieg in die Unterstände und erklomm die am schwersten zugänglichen Aussichtspunkte. Sein Beispiel wirkte in hohem Maße befeuernd auf seine Truppen, für deren Wohlbefinden er unablässig Sorge trug. Auch wenn die Kanonen schwiegen, war der

Feldherr von früh bis spät beschäftigt, so daß er bedauernd erklärte:

„Der Tag wird mir immer zu kurz."

Inmitten dieser ihn befriedigenden, ja beglückenden Tätigkeit durfte der Marschall in bewundernswerter körperlicher und geistiger Frische am 9. Februar 1916 seinen Siebzigsten Geburtstag begehen.

Die rauschende Feier persönlicher Feste hat nie in des Prinzen Wünschen gelegen. Hier in Feindesland verbot sich eine solche von selber. Die ehrenvollen Kundgebungen der Dankbarkeit und des Vertrauens, mit denen der oberste Bundesfeldherr, der königliche Bruder, Hindenburg und alle die treuen Mitstreiter und Mitarbeiter diesen Gedenktag auszeichneten, gingen diesem äußerlich so leidenschaftslosen Manne dennoch tief zu Herzen. Hatte er sie verdient? Darüber legte er sich in der Stille seines Arbeitszimmers Rechenschaft ab, deren Ergebnis er in die kennzeichnenden Worte zusammenfaßte:

„Siebzig Jahre sind nicht nur ein bedeutsamer Abschnitt, sondern wohl für die größte Mehrzahl der Menschen auch der Abschluß des tätigen, schaffenden Lebens. Daß es mir vergönnt ist, in diesem Alter noch so Großes zu erleben, ist eine Gnade des Himmels, für die ich dem Lenker der Geschicke nicht genug danken kann."

Dreizehntes Kapitel.

Oberbefehlshaber Ost.

Als Prinz Leopold den Oberbefehl über die längste Front übernahm, welche die Weltgeschichte kennt, hatte die russische Offensive unter Brussilow ihren Höhepunkt überschritten. Allerdings waren auf dem Südflügel noch heftige Kämpfe im Gange. Da sich überdies die Notwendigkeit herausgestellt hatte, den österreichisch-ungarischen Truppen in Galizien einen stärkeren Rückhalt zu verleihen, mußte die Machtbefugnis des Oberbefehlshabers Ost nach Süden zu schrittweise ausgedehnt werden.

Dem Oberbefehl des Prinzen unterstanden nunmehr die sämtlichen Armeen und Heeresgruppen von der Ostsee bis zu den Karpathenkämmen. Unter diesen Truppenmassen befanden sich auch die k. u. k. österr.-ung. II. und III. Armee.

Es kam dem Prinzen Leopold zunächst darauf an, Truppenverbände für Rumänien freizumachen. In der Tat war die Hauptmasse der Truppen, welche nachher die Rumänen niederwarfen, dem Befehlsbereich des Oberstkommandierenden der Ostfront entnommen.

Gegen Weihnachten 1916 ließ sich übersehen, daß sich die Operationen in Rumänien am Sereth festlaufen würden. Im Auftrage des Prinzen Leopold unterbreitete deshalb General

Hoffmann der Obersten Heeresleitung den Plan, dem Oberbefehlshaber Ost die in Rumänien freiwerdenden Truppen bzw. im Westen freizumachende Truppen zur Verfügung zu stellen, damit er mit den bereits hier stehenden und mit den zur Verstärkung erbetenen Truppen längs der Bahn Lemberg-Odessa zu einer großen Offensive übergehen könne. Eine solche versprach einen um so größeren Erfolg, als die Russen zur Unterstützung der Rumänen große Truppenmassen in die Karpathen geschoben hatten. Ihrer Flanke und ihrem Rücken war der geplante Stoß zugedacht.

Dieser Plan konnte nicht zur Ausführung kommen, denn der Westen konnte die erforderlichen Truppen nicht hergeben. Außerdem machten die ungünstigen Bahnverhältnisse in Rumänien und in Ungarn einen schnellen Abtransport unmöglich.

Im Hauptquartier Ober Ost lagen die Pläne für einen Durchbruch bei Tarnopol fertig vor. Jeden Augenblick wurde der entscheidende Befehl zum Beginn der Offensive erwartet. Der Zeitpunkt war auch insofern günstig, als sich damals im russischen Heere die ersten Zeichen moralischer Zersetzung bemerkbar machten. Die kaiserlichen Truppen waren bereits vom Geist der Auflehnung angekränkelt, der bald danach zur Absetzung des Zaren und zum Ausbruch der russischen Revolution führte. Der Ersatz an Offizieren und Mannschaften wies bereits einen bedenklichen Tiefstand militärischen Könnens und Pflichtbewußtseins auf.

Die deutschen Siege hatten eben in jeder Weise lähmend auf die Kampfkraft der Russen gewirkt und somit die politische Umwälzung in Rußland herbeiführen helfen.

Für die Kampfesfreudigkeit der Ostfront war es eine harte Probe, daß sie sich außerstande sah, diese russische Revolution bei ihrem Zusammenbruch im Innern durch eine Offensive

großen Stils auszunutzen. Die Truppen im Osten aber reichten hierzu nicht aus.

Eine Zeitlang hatte es den Anschein, als ob wir mit Rußland zu Verhandlungen kommen und die Feindseligkeiten schon damals einstellen würden. Da gelang es Kerenski und den Geldmitteln der Entente, die ermüdeten russischen Truppen nochmals aufzupeitschen und eine erneute große Offensive, die sogenannte Kerenskioffensive, heraufzubeschwören.

Obwohl die Mehrzahl unserer Truppen bereits im Westen stand, so war die Ostfront dennoch auch für diese neue Offensive vorbereitet. Die Punkte, gegen welche sich diese vermutlich richten würde, waren: die Brückenköpfe von Riga und von Dünaburg, die Gegend von Smorgon, Krewo, Baranowitschi, Kowel, Wladimir-Wolhinsk und vor allem die ganze galizische Front. Dem Oberbefehlshaber Ost kam es nunmehr darauf an, diese Offensive nicht bloß abzuwehren, sondern mit einem Gegenstoß zu beantworten, der den Russen die Lust, uns anzugreifen, endgültig abgewöhnen sollte.

Prinz Leopold traf seine Vorbereitungen. Zunächst wirkte er unermüdlich für den weiteren Ausbau der Stellungen nach der Tiefe, und zwar unter Berücksichtigung der im Westen gesammelten Erfahrungen — war es doch anzunehmen, der Gegner würde bei erneutem Angriff in größerer Stärke auftreten und das von den Ententeheeren im Westen erprobte Angriffsverfahren nachahmen. Ununterbrochen war der greise Marschall unterwegs, um sich die einzelnen Stellungen anzusehen und die etwa notwendigen Verbesserungen und Verstärkungen anzuregen. Die Bemühungen, einzelne „Schönheitsfehler", die besonders im Süden der Stellung bei der großen Offensive verblieben waren, zu beseitigen, führten zu ansehnlichen militärischen Erfolgen.

In zweiter Linie handelte es sich darum, die Verbände der Divisionen, die durch die Kämpfe auf der breiten Front zum Teil durcheinander gekommen waren, zu ordnen, die besten Truppen an und hinter die entscheidenden Stellen zu setzen, Heeresreserven zu bilden und die Truppen für die bevorstehenden Kämpfe auszubilden. Wenn es auch dem Ostheer zunächst nicht möglich war, größere Offensivhandlungen mit weitgestecktem Ziel durchzuführen, so wurden doch kleinere Angriffe mit beschränkten Zielen vorbereitet. So fanden Erkundungen und zunächst theoretische Angriffsvorbereitungen statt, z. B. auf Riga, Jakobstadt, Dünaburg. Die bekannteste dieser kleineren Unternehmungen war der Kampf zwecks Wegnahme des russischen Brückenkopfes bei Toboly am 3. April 1917, der nach glänzender artilleristischer Vorbereitung durch den Oberstleutnant Bruchmüller ein überraschend günstiges Ergebnis zeitigte.

Die Monate April bis Juni vergingen ohne besondere Ereignisse. Fliegernachrichten, Erdbeobachtungen stellten nur fest, daß der Gegner starke Truppenverschiebungen nach dem Süden vornahm. Es wurde dem Oberbefehlshaber Ost immer klarer, daß die Russen eine Offensive größten Stils gegen die deutsche Südarmee sowie gegen den Abschnitt Zloczow vorbereiteten. Darum hat Prinz Leopold die vorhandenen Reserven zur Abwehr des mit Sicherheit erwarteten Angriffs entsprechend verschoben.

Jetzt griff die Oberste Heeresleitung den im Dezember 1916 unterbreiteten Plan eines Durchbruchs an der Lemberger Bahn erneut auf und fragte beim Oberbefehlshaber Ost an, wie viele Verstärkungen er brauchen würde, um dem zu erwartenden russischen Angriff nicht allein defensiv, sondern durch einen Gegenstoß zu begegnen.

Prinz Leopold erklärte eine Verstärkung von vier Divi-

sionen als notwendig. Die Oberste Heeresleitung konnte aber sechs zur Verfügung stellen.*) Ihr Abtransport konnte sogleich beginnen.

Zweck und Ziel dieser Offensive war die Befreiung von Galizien und der Bukowina, ihr Mittel der Stoß auf Zloczow—Tarnopol.

Bereits Ende Juni 1917 wurde der vom Gegner seit langer Zeit vorbereitete russische Angriff gegen die deutsche Südarmee und den Abschnitt Zloczow erwartet. Der Oberbefehlshaber Ost gedachte, den Russen sich erst festbeißen zu lassen, ihn dann von Norden her anzugreifen und seine Front aufzurollen. Wenn der Feind vor Beginn unserer Offensive seine Stoßtruppen bereits eingesetzt hatte, so bestand die Aussicht, die Flanke der an die Front gezogenen, bereits geschwächten russischen Reserven zu treffen.

Am 30. Juni begannen die russischen Infanterieangriffe gegen die Südarmee und den rechten Flügel des Abschnitts Zloczow. Sie mißlangen völlig. Tags darauf führte das gänzliche Versagen eines österreichischen Truppenteils im Abschnitt Zloczow zu einem größeren Einbruch der Russen in unsere Stellung bei und nördlich Koniuchy, doch wurde dieser Einbruch durch das Eingreifen deutscher Reserven aufgefangen.

Acht Tage später wurden abermalige starke Angriffe der Russen gegen den rechten Flügel und die Mitte, teilweise auch gegen den linken Flügel des Abschnitts Zloczow unter dem Befehl des Generals Grafen Bothmer abgewiesen. Ein erneuter Vorstoß der Russen gegen die k. und k. III. Armee brachte den Oberbefehlshaber Ost in eine gefährliche Lage.

*) „Die Offiziere, die an der Westfront befehligten, gaben die Divisionen nur ungern für den Osten her. Sie konnten nicht die Größe des Zieles erkennen" (Ludendorff, S. 345).

Während nämlich der deutsche Aufmarsch bei Zloczow im Gange war, gelang es den Russen, die k. und k. III. Armee bei Stanislau zu werfen und bis hinter die Bystrytza und Lomnitza zu jagen und das Städtchen Kalusz zu besetzen. Eine deutsche Division, die zur Verstärkung der österreichischen Front in die Gegend von Stanislau geführt worden war, wurde gleichfalls in den Rückzug verwickelt.

Da ein weiteres Zurückgehen der k. und k. III. Armee die Hauptetappe Strij sowie die Ölquellen von Drohobycz — wenn auch nur vorübergehend — in russische Hände bringen mußte, sah sich Prinz Leopold schweren Herzens genötigt, von den für den Angriff bereitgestellten bzw. anrollenden Truppen größere Teile nach Süden abzugeben.

Vorübergehend schien der ganze deutsche Gegenangriff in Frage gestellt, zumal sich der Aufmarsch infolge anhaltenden Regenwetters um mehrere Tage verzögerte. Gelang es nicht, die Russen an der Lomnitza zum Stehen zu bringen, so mußte der Angriff unterbleiben.

Prinz Leopold hat den Gegenstoß durchgeführt. Ludendorff schreibt: „Es ist in hohem Grade anzuerkennen, daß er trotz der Schwankungen südlich des Dnjestrs und trotz der heftigen Angriffe, die jetzt auch im Norden einsetzten, zu dem Stoß nördlich Zborow kam und die Operation rücksichtslos durchführte" (Ludendorff, S. 346).

Der für die Offensive erforderliche Artillerieaufmarsch mußte der schwierigen Wegeverhältnisse halber schon frühzeitig eingeleitet werden. Infanterie hingegen wurde erst spät vorgeführt, so daß dem Gegner eine Änderung in der Besetzung der Ausgangsstellung für den Angriff nicht auffiel.

Der erste Tag der Offensive (19. Juli) brachte bereits

einen schönen Erfolg. „Auf 20 Kilometer Breite wurde bis zu 15 Kilometern Tiefe Gelände gewonnen." Unter dem Druck von Norden, der ihn augenscheinlich völlig überraschte, zog sich der Feind in südlicher und südöstlicher Richtung zurück. Eine Stellung nach der andern mußte er räumen und in Richtung Tarnopol flüchten. Es kam nun darauf an, die Verfolgung in Fluß zu erhalten und dem Angriff neue Truppen zuzuführen, die man der k. und k. III. Armee entnahm.

Auch an den folgenden Tagen machte die Verjagung des Feindes aus Galizien gute Fortschritte. Es lag nicht in der Absicht des Oberbefehlshabers Ost, den Angriff über Tarnopol und die Besetzung der Höhen auf dem Ostufer des Sereth zur Sicherstellung des Besitzes der Stadt auszudehnen. Dagegen sollte von den Höhen östlich Tarnopol bis Zwyzyn zum Schutze der linken Flanke der Angriffsgruppe eine Dauerstellung am westlichen Serethufer ausgebaut und ausreichend besetzt werden. Vor allem gedachte der Marschall, den Angriff in südöstlicher Richtung mit starkem, linkem Flügel vorzutragen.

Inzwischen hatte die Oberste Heeresleitung verfügt, die russische 7. und 8. Armee zu umfassen und hierzu den oberen Sereth bei Tarnopol zu überschreiten. Der Südarmee fiel die Aufgabe zu, wenn möglich unsere Linie bis an den Zbrucz vorzuschieben und zu diesem Zweck über den Sereth überzugreifen.

Unter dem Druck von Norden her mußte der Feind die Höhen von Tarnopol, die Stadt Tarnopol, das Bystrzyca-Ufer, Stanislau und Kolomea räumen. Einigermaßen schwierig gestaltete sich der Kampf um das Ostufer des Zbrucz. Hier hatte der Feind sich in einer anscheinend aus dem Jahre 1915 stammenden Stellung verschanzt. Demnach konnte dies Flußufer erst nach starker Artillerievorbereitung genommen werden. Auch die Höhen östlich des Zbrucz hielt der Gegner hartnäckig fest

und setzte dem Vordringen unserer Truppen starken Widerstand entgegen. Die Südarmee hielt aus taktischen Gründen die Wegnahme der Höhen östlich des Zbrucz als Dauerstellung für wünschenswert und bereitete daher den Angriff vor, während Mitte und linker Flügel der Südarmee das westliche Zbruczufer gewannen.

Die russische Stellung östlich des Zbrucz erwies sich als so stark befestigt, daß der Oberbefehlshaber Ost davon absah, unsere Linie über den Zbrucz hinaus vorzuschieben. Wenngleich der Südarmee zugestimmt war, das taktisch günstigere Ostufer des Zbrucz zu gewinnen, so war doch klar zu erkennen, daß nur schwere Kämpfe zum Ziele führen konnten. Da es für die allgemeine Lage darauf ankam, möglichst bald Reserven aus der Front zu ziehen und unnötige Verluste zu vermeiden, so erhielt die Südarmee die Weisung, eine Stellung westlich des Zbrucz als Dauerstellung festzulegen und nur Sicherungsabteilungen in dem eroberten Gelände zu belassen.

In dreizehn Tagen hatte die Heeresgruppe Böhm-Ermolli in frischem Draufgehen der ihr unterstellten Truppen — die geschlagenen Russen vor sich herdrängend — ihr Operationsziel nahezu erreicht. 225 Offiziere, 22600 Mann, 192 Geschütze, 76 Minenwerfer, 265 Maschinengewehre, 27 Panzerautos, 2 Panzerzüge, außerdem viel Voll- und Feldbahnmaterial sowie Vorräte aller Art blieben in unseren Händen. Hätte der Stoßflügel über den Sereth herübergeführt werden können, so hätte eine weiter ausholende Verfolgung die Beute sicherlich noch vergrößert und Tarnopol eher zu Fall gebracht. Zur Durchführung dieser Verfolgung reichten aber die dem Oberbefehlshaber Ost noch zur Verfügung stehenden Kräfte nicht aus.

Dennoch hat die Offensive in Galizien die Erwartungen der Obersten Heeresleitung durchaus gerechtfertigt.

Nach schwerer Einbuße wurde das russische Heer, dessen Widerstandsfähigkeit infolge der Revolution und der Friedenspropaganda erlahmt war, in die Defensive gedrängt. Unser rechter Flügel stand am Pruth. Unter persönlicher Leitung des Prinzen Leopold von Bayern wurde Galizien — bis auf das Ostufer des Zbrucz — und in der Weiterwirkung auch der größte Teil der Bukowina vom Feinde reingefegt.

Um den 3. August erreichte „die operative Auswertung" des Gegenstoßes vom 19. Juli ihr Ende. Die Oberste Heeresleitung erhoffte „vorübergehend noch ein Vordringen der k. und k. III. und VII. Armee in die Moldau hinein, die Angriffskraft der k. und k. Truppen war aber zu gering, und die der deutschen allein genügte nicht ... Die k. und k. Armee hatte trotz aller auf sie angewandten Sorge ein Nachlassen der Kampfkraft gezeigt, das in hohem Maße erschreckend war" (Ludendorff, S. 347).

Der Erfolg, den der Oberbefehlshaber Ost mit seinem Durchbruch bei Zloczow errang, hätte ohne die Abgabe der Truppen zur Unterstützung der k. und k. III. Armee noch sehr viel größer sein müssen. Prinz Leopold war demgemäß recht ungehalten, daß er zu diesem Zweck die durch preußische Regimenter verstärkte bayerische Kavalleriedivision hatte abgeben müssen, welche zuerst dazu bestimmt war, nach dem Durchbruch bei Zloczow den Sereth zu überschreiten und auf dem östlichen Ufer und jenseits des Sereth nach Süden vorgehend möglichst starken russischen Truppenteilen den Rückzug zu verlegen. Immer und immer wieder kam der Prinz in seinen Gesprächen auf diese Truppenabgabe zurück, wobei er wiederholt sein Bedauern darüber aussprach, daß die geplante Überholung durch eine große Kavalleriemasse nicht zur Ausführung kam.

Während die Offensive in Galizien noch im Auslaufen

war, wurde im Hauptquartier Ober Ost der Plan einer Operation gegen **Riga** ernstlich erwogen.

Diese Maßnahme war schon seit Jahren so vorbereitet worden, wie sie nachher zur Ausführung kam. Ihrer Durchführung lag zugleich die Absicht zugrunde, ein Erstarken der russischen Kampffront zu verhindern, die feindliche Front wieder einmal an einer anderen Stelle zu erschüttern und — wenn irgend möglich — einen allgemeinen Niederbruch der Russen herbeizuführen.

Aus dieser Erwägung heraus fragte die Oberste Heeresleitung an, ob dieser langgeplante Stoß gegen Riga erfolgen könne, und teilte noch während der Offensive in Galizien mit, daß sie zu dieser Operation gegen Riga die behufs Verstärkung zur Verfügung gestellten Truppen noch auf einige Zeit belassen könne.

Jedenfalls wurden — noch ehe diese Frage geklärt war — im Generalstab Ober Ost alle Vorbereitungen zum Vorstoß auf Riga getroffen. Gleich nach dem Durchbruch bei Zloczow sandte der Prinz den Oberstleutnant **Bruchmüller**, der die artilleristische Vorbereitung in Galizien geleitet hatte, an die Dünafront mit dem Auftrage, die erforderlichen Maßnahmen zum Übergang über die Düna zu ergreifen. Stoßtruppen sollten bei Üxküll diesen Fluß auf Pontons überschreiten; dann sollten die Hauptkampfkräfte auf inzwischen gebauten Brücken nachfolgen.

Nach ein paar Tagen größter Spannung traf die zustimmende Antwort des Großen Hauptquartiers ein. Sogleich übernahm Prinz Leopold persönlich die Leitung der Operationen gegen Riga; und wie sein militärisches Genie die Schwäche des Feindes bei Zloczow gespürt hatte, so war er jetzt vom Erfolg des Unternehmens gegen Riga durchdrungen.

Die Angriffsvorbereitungen blieben freilich dem Gegner nicht verborgen. Er traf demgemäß seine Gegenmaßnahmen, indem er zunächst alle Vorräte und alles noch verwendbare Kriegsgerät aus Riga fortschaffte. Der Generalstab Ober-Ost hatte sich in seiner Erwägung nicht getäuscht. Zu einem kraftvollen Gegenstoß war der Russe nicht mehr fähig; im Gegenteil: der panikartige Rückzug nach dem Osten zeigte, daß die Zerrüttung im russischen Heere große Fortschritte gemacht hatte — liefen doch die Russen schneller als ihre Verfolger, so daß die Zahl der Gefangenen nur gering war (9800).

Bereits nach wenigen Tagen kam der Brückenkopf restlos in unsere Hand, noch rechtzeitig, um die Deutschen in Riga vor der Wut der lettischen Bataillone zu retten.

Die Eroberung von Riga (1. September 1917) war durch einen Frontalangriff längs des Westufers der Düna eingeleitet worden. Dann erfolgte der Übergang über die Düna oberhalb Riga zwischen Berkowitz und Dünhoff auf drei eigens dazu hergerichteten Brücken. In dem Kampfe, der sich auf dem andern Ufer entspann, wurden die Russen trotz heftiger Gegenwehr zurückgeschlagen; auch westlich der Düna mußten sie nach der Vernichtung ihrer Batterien bald ihre Stellungen räumen. Ebenso wurde der ausgedehnte Brückenkopf, in dem sich einschließlich der östlich anschließenden Stellungen etwa 13 Infanteriedivisionen und eine Kavalleriedivision befunden haben sollen, in größter Eile geräumt. „Dichte, ungeordnete Heereshaufen drängten sich in Tag- und Nachtmärschen auf allen von Riga nach Nordosten führenden Straßen.“ In erbitterten Kämpfen waren die Russen unserm Sturm erlegen.

Mit der Einnahme von Riga wurde die starke Sperre der Düna in einer Ausdehnung von etwa 40 Kilometern niedergelegt. Als dann der Feind seine starke Stellung bei Friedrich-

stadt räumte, erweiterte sich die Bresche auf 60 Kilometer mit einem Raumgewinn von 3000 Quadratkilometern.

Zu größeren Unternehmungen reichten die Streitkräfte des Oberbefehlshabers Ost nicht mehr aus, da größere Truppenmassen nach dem Westen abgegeben werden mußten. Kleinere Stöße führten zu ansehnlichen Erfolgen.

Zunächst schloß sich an die Gewinnung der Dünalinie bei Kokenhusen — wie der amtliche Tagesbericht vom 22. September verkündete — eine weitere Durchbrechung der Dünafront nordwestlich von Jakobstadt. Dort wurde der Feind kraftvoll gegen den Fluß zurückgeworfen. „Er gab unseren Truppen den 40 Kilometer breiten und etwa 10 Kilometer tiefen Brückenkopf auf dem Westufer der Düna auf und flüchtete eilends auf das östliche. Im weiteren Verlauf der Kämpfe wurde Jakobstadt besetzt, während die Düna von Stackmannshof bis über Lievenhof überall erreicht wurde. Dadurch verloren die Russen eine günstige Ausfallstellung. Wir brachten den breiten Dünastrom zwischen uns und die Feinde und beherrschten jetzt den Strom von seiner Mündung bis unterhalb Dünaburg.

Bei der Einnahme von Jakobstadt wurden 4710 Gefangene und 55 Geschütze erbeutet, darunter eine ganze Batterie und fünf schwere Geschütze."

Da die den Eingang zum Rigaischen Meerbusen beherrschenden Inseln Oesel, Dagö und Moon eine vorgeschobene Flankenstellung der russischen Dünafront bedeuteten, so mußte der Oberbefehlshaber Ost naturgemäß die Besetzung dieser Inseln anordnen. Im Auftrage des Prinzen traf sein genialer, bewährter Generalstabschef, Generalmajor Hoffmann, von Libau aus die letzten Maßnahmen zu jener letzten kriegerischen Aktion im Osten, bei welcher zum ersten Male unsere Flotte die Landungstruppen der Armee wirksam unterstützte.

Unter Führung des Generals der Infanterie von Kathen wurden zunächst Vortruppen auf Torpedobootflottillen und Motorbooten auf die Insel Oesel geworfen. Ihnen folgten bald größere Truppenmassen auf Transportdampfern, mit deren Unterstützung in kurzer Zeit ein Brückenkopf geschaffen ward. Bei den ernsten Kämpfen bewährte sich unsere Infanterie um so großartiger, als es nicht möglich war, angesichts der bestehenden Ausschiffungsschwierigkeiten schnell genug Geschütze und Fahrzeuge nachzuziehen und die Infanterie somit ganz auf sich allein angewiesen blieb. Trotzdem erschien sie bald vor der Hauptstadt der Insel, Arensberg. 2—3 Tage dauert das ganze Unternehmen, das ein weiteres Ruhmesblatt im Lorbeerkranz des Prinzen Leopold und seines Generalstabes darstellt. In dankbarer Anerkennung dieses Verdienstes widmete der Kaiser dem Prinzen Leopold unterm 21. Oktober die folgende Kabinettsorder:

In gemeinschaftlicher Arbeit und gemeinsamem Kampf mit Meiner Marine wurden die schönen Erfolge vorbereitet und durchgeführt, die Deine bewährten Truppen durch die Fortnahme der Inseln Oesel, Moon und Dagö errungen haben.

In schnellen Schlägen, vortrefflich unterstützt durch die Artillerie, Pioniere und Minenwerfer, brachen die brave Infanterie und die Radfahrer überall den feindlichen Widerstand; ihrem frischen Draufgehen ist die rasche Durchführung der Operationen zu danken.

Allen Führern, Stäben und Truppen, die zum Ruhme deutscher Waffen erneut beigetragen haben, spreche Ich Meine volle Anerkennung und des Vaterlandes Dank für das Geleistete aus.

(gez.) Wilhelm I. R.

Anfang November flammte die Feuertätigkeit der Russen noch einmal auf. Aber die Zersetzung des Millionenheeres war schon zu weit vorgeschritten, als daß Kerenski sie hätte bannen können; nach den vernichtenden Schlägen in Galizien, bei Riga und Jakobstadt war ein Sieg nicht mehr zu erwarten. Die Truppen stellten sich in den Dienst der Revolution. Jede Partei,

die einen sofortigen Friedensschluß auf ihre Fahnen geschrieben hätte, wäre jetzt zur Macht gekommen; und da Kerenski verblendet genug war, diese günstige Situation nicht auszunutzen, so warf sich Heer und Zivilbevölkerung den Maximalisten (Bolschewiki) in die Arme: diese Partei — so hoffte man — werde dem unglücklichen Lande den ersehnten Frieden bringen.

Bereits am 26. November wurden die Feindseligkeiten eingestellt. Die neue russische Regierung ließ nunmehr durch Funkspruch verkünden, daß sie bereit sei, auf der Grundlage des „Selbstbestimmungsrechtes der Völker" in Friedensverhandlungen einzutreten. Da es uns darauf ankam, möglichst bald die an der Ostfront tätigen Streitkräfte freizubekommen, so ließen wir im Anschluß an diesen Funkspruch an einzelnen Strecken der Front Waffenruhe eintreten. Darauf schloß Prinz Leopold einen Waffenstillstand auf der ganzen Front (17. Dezember 1917).

Der Waffenstillstand war zunächst auf 28 Tage berechnet und mit dem Ziel 14. Januar 1918 kündbar. Erfolgte die Kündigung nicht, so würden alle diplomatischen Verhandlungen zur Herbeiführung des endgültigen Friedensschlusses getroffen. Tatsächlich begannen die Friedensverhandlungen bereits am 22. Dezember.

Am 18. Dezember fand im Großen Hauptquartier zu Kreuznach unter dem Vorsitz des Kaisers eine Beratung statt, zu der sich auch der Reichskanzler Graf Hertling und der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, von Kühlmann, einfanden.

Bei dieser Besprechung handelte es sich um die Feststellung der Friedensbedingungen, vor allem um die Abgrenzung eines „Schutzstreifens" an der preußisch-polnischen Grenze, d. h. um die Schaffung selbständiger Staatsgebilde, Kurland und Li-

tauen, die durch Personalunion mit dem Hause Hohenzollern sich eng an das Deutsche Reich anschließen sollten. Kurland war hiermit einverstanden. Bei Litauen war wegen des in diesem Lande vorherrschenden polnischen Einflusses die Verständigung nicht ganz einfach. Esthland und Livland sollten auf Grund des damals zum ersten Male zur Anwendung kommenden Rechtes der Selbstbestimmung über die künftige Gestaltung ihres politischen Staatslebens, insonderheit über einen möglichen Anschluß an einen der Großstaaten, selber entscheiden.

Es stand aber noch weit mehr auf dem Spiele.

Noch tobte der Weltkrieg. Amerika stand vor der Entfaltung seiner ungeheuren militärischen Macht. Die Hoffnungen auf einen wirtschaftlichen Zusammenbruch Frankreichs oder Englands, wie er bereits im Frühjahr 1917 als nahe bevorstehend prophezeit worden war, hatten sich als trügerisch erwiesen. Würden nun die diplomatischen Verhandlungen in Brest-Litowsk in einer Weise geführt, daß sie den unbeugsamen Siegeswillen des Vierverbandes vor aller Welt bekundeten und ein etwaiges Friedensbedürfnis irgendeines der Verbündeten klug verschleierten, würde andererseits Rußland dermaßen kampfunfähig gemacht, daß auch der letzte Deutsche von der Riesenfront zurückgezogen werden konnte, so bestand die sichere Aussicht, daß wir unser Schwert mit Ehren in die Scheide stecken und „den Titanenkampf doch noch zu unseren Gunsten beendigen konnten, um uns vor dem traurigen Schicksal, besiegt zu werden, zu bewahren."

Die deutsche Heimat rechnete zuversichtlich auf ein günstiges Ergebnis der Friedensverhandlungen, deren Leitung sie bei Kühlmann und Czernin in guten Händen wußte. Leider verdarb die Feder, was das Schwert gewonnen. Bestimmte Forderungen wurden weder erhoben noch durchgesetzt, die in jenem Kreuz-

nacher Kronrat getroffenen Bestimmungen kamen zunächst nicht zur Verhandlung.

Man einigte sich über eine sofortige Aufhebung der Kriegsgesetze und die Einsetzung der von ihnen Betroffenen in ihre früheren Rechte, man einigte sich über die Freilassung der Kriegs- und Zivilgefangenen, über die gegenseitige Rückgabe der Kauffahrteischiffe, die Wiederaufnahme der diplomatischen und konsularischen Vertretung, über die sofortige Einstellung des Wirtschaftskrieges, die Wiederaufnahme des Handelsverkehres und die Anbahnung des gegenseitigen Warenaustausches.

Statt der erwarteten Regelung der Gebietsfragen wurde ein Antrag der russischen Friedensdelegierten auf Friedensschluß ohne gewaltsame Gebietserwerbungen und ohne Kriegsentschädigungen angenommen. Noch mehr: auf Wunsch der Russen wurden die Verhandlungen auf zehn Tage, bis zum 4. Januar 1918, 10 Uhr abends, vertagt, „damit den Völkern, deren Regierungen sich den hier geführten Verhandlungen über einen allgemeinen Frieden noch nicht angeschlossen haben, die Möglichkeit geboten werde, sich mit den jetzt aufgestellten Prinzipien eines solchen Friedens bekannt zu machen".

Diese — kaum ernst gemeinte — Hoffnung erwies sich als ebenso trügerisch wie wie im Jahre zuvor die Erwartung eines Eingehens der Entente auf das Friedensangebot der deutschen Regierung (12. Dezember 1916). Die größte Enttäuschung aber erlebte der Wortführer der Vierbundsmächte, Graf Czernin, der in seinem österreichischen Optimismus sich mit der Hoffnung geschmeichelt hatte, die Entente werde sich zu einem allgemeinen, auf dem Wilsonschen Grundsatz „ohne Annexionen und ohne Entschädigungen" beruhenden Frieden bereit finden.

Die Weihnachtsglocken hallten durch die Lande, aber ach, sie kündeten weder den „Frieden auf Erden" noch „den Men-

schen einen Wohlgefallen." Mit gemischten Gefühlen sah das deutsche Volk dem Einzug des neuen Jahres 1918 entgegen. Die einen — und das war die Mehrzahl — rechneten angesichts unserer günstigen Gesamtlage auf ein Niederringen der im Westen kämpfenden feindlichen Streitkräfte; den anderen bedeutete das Eingreifen Amerikas in den Weltkrieg die Besiegelung unseres Schicksals.

In tragischer Weise vollzog es sich.

Vierzehntes Kapitel.

Am Webstuhl der Weltgeschichte.

(Der Friede zu Brest-Litowsk.)*)

„... Wir haben das schöne Weihnachtsfest wie in den Vorjahren mit unseren Offizieren und Mannschaften am Feinde fröhlich begangen und dabei an die Lieben daheim gedacht, mit denen vereint wir hoffen, künftig wieder Weihnacht zu feiern.

Was in der letzten Zeit hier alles vorgegangen ist, hast Du so ziemlich mit allen Details in den Zeitungen gelesen.

Es waren außerordentlich interessante Wochen, und das alte, verbrannte Brest-Litowsk hat wohl noch nie die Aufmerksamkeit der ganzen Welt in ähnlicher Weise auf sich gezogen wie jetzt.

Zuerst der Abschluß der Waffenruhe, dann der Waffenstillstand waren Augenblicke, deren großer historischen Bedeutung

*) Auf deutscher Seite nahmen an den Friedensverhandlungen teil: Staatssekretär von Kühlmann, Gesandter von Rosenberg, Legationssekretär von Hösch, General Hoffmann und Major Brinkmann. Leiter der österreichischen Delegation war der Minister des Äußeren, Graf Czernin. Die russischen Bevollmächtigten zur Friedenskonferenz waren: Joffe, Kameniew, Frau Bizenko, Professor Pokrowski, Karachan, Lubinski (als Vertreter der Ukraine), Weltmann, Oberst Pawlowitsch, Admiral Altvater, General Samaito, Oberst Fokke, Oberst Zeplit und Hauptmann Lipski.

man sich wohl bewußt wurde. Seit dem 22. sind die Friedensverhandlungen im Gange, die mich persönlich nichts angehen, da ich bei denselben lediglich als Hausherr fungiere, während Waffenruhe und Waffenstillstand von mir abzuschließen waren.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Vorerst sind noch nicht verbindliche Vereinbarungen getroffen; gestern und heute reisen die Bevollmächtigten alle ab, um Anfang Januar die Verhandlungen fortzusetzen und hoffentlich zu einem erfreulichen Abschluß zu bringen. Die Zusammenstellung der Gesellschaft ist merkwürdig genug. Von seiten der Russen: zwei Zeitungskorrespondenten, ein Geschichtsprofessor, eine Frau als Stimmberechtigte; alles Sozialisten vom reinsten Wasser, aber interessante, sehr geschickte Leute, denen höhere Offiziere des Heeres und der Marine als Ratgeber zugeteilt sind. Von seiten der Verbündeten hohe und höchste Staatsbeamte und Diplomaten. Durch tägliches Zusammenleben lernt man sich näher kennen."

Mit diesem Briefe an seine Schwester, die Prinzessin Therese, kennzeichnet Prinz Leopold unterm 29. Dezember 1917 den Eindruck, den die Friedensverhandlungen von Brest-Litowsk in ihm erweckten. Über die Waffenstillstandsverhandlungen geht er in seinem Schreiben hinweg, da er seinen Generalstabschef, den General Hoffmann, beauftragt hatte, diese Verhandlungen mit den Russen seinen Intentionen gemäß zu führen. Als erster setzte er dann seinen Namen unter das historische Dokument. Auch über seinen Verkehr mit den russischen Delegierten bei den Friedensverhandlungen äußert sich Prinz Leopold nicht: hätte es ihm nicht sein Widerwillen gegen jegliche Ruhmredigkeit verboten, so hätte er der erlauchten Schwester mitteilen können, daß die unvergleichlich ritterliche Art seines Auftretens das Zusammenleben von Freund und Feind außer-

ordentlich erleichterte und in dem zerschossenen, abgebrannten Orte einen alle Beteiligten befriedigenden modus vivendi schuf.

An den Verhandlungen selbst war der Generalfeldmarschall insofern beteiligt, als er nicht nur „als Hausherr fungierte", sondern täglich den informierenden Vortrag seines Generalstabschefs entgegennahm, der als Bevollmächtigter der Obersten Heeresleitung den Sitzungen beiwohnte.

General Hoffmann stellt für die vorliegende Biographie seines einstigen Oberstkommandierenden die folgenden Mitteilungen über jenes weltgeschichtliche Ereignis zur Verfügung.

Als die deutsche Regierung der Bitte der russischen Regierung um Einleitung von Friedensverhandlungen willfahrte, erschien es zweifelhaft, ob es richtig war, mit dem bolschewistischen Rußland in Friedensunterhandlungen einzutreten, mußte es doch jedem nur einigermaßen urteilsfähigen Menschen klar sein, daß eine bolschewistische Regierung, die auf der Ausschaltung der Privatwirtschaft und auf der Unterbindung werteschaffender Unternehmungslust beruht, nicht von langer Dauer sein könnte.

Dennoch lag ein Zwang vor, selbst mit einem bolschewistisch regierten Staate in Verhandlungen einzutreten: Deutschland brauchte seine Truppen, um im Westen zu einer Entscheidung zu gelangen, noch mehr aber bedurfte Österreich des Friedens, wollte es nicht vorzeitig zusammenbrechen. Kein Mensch konnte damals übersehen, daß die Zersetzung des russischen Heeres derartig vorgeschritten war, daß Rußland die Energie zu einem bewaffneten Widerstande nicht mehr aufzubringen vermochte, denn ein Heer ohne Offiziere ist kein Heer mehr, sondern ein bewaffneter Haufe.

Demgemäß muß es als durchaus richtig zugegeben werden, mit Rußland Friedensverhandlungen anzuknüpfen.

Verantwortlich war deutscherseits ausschließlich der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, von Kühlmann. Der gegen den Oberbefehlshaber Ost und seinen Generalstabschef in der Presse erhobene Vorwurf, sie seien an dem harten Frieden von Brest-Litowsk schuld, entbehrt jeder Begründung.

Die Schwäche unserer Position bei den Friedensverhandlungen war das absolute Friedensbedürfnis Österreichs und die dem Grafen Czernin*) von seiner Regierung erteilte In-

*) Am 26. Dezember notiert Graf Czernin in seinem Tagebuche:

„Abends vor dem Essen hat Hoffmann den Russen die deutschen Pläne betreffs der Randprovinzen mitgeteilt. Die Situation ist die: solange der Krieg im Westen andauert, können die Deutschen Kurland und Litauen nicht räumen, denn abgesehen davon, daß sie dies als Faustpfand für die allgemeinen Friedensverhandlungen behalten wollen, bilden diese Länder einen Teil ihrer Rüstungswerkstätten. Das Bahnmaterial, die Fabriken, vor allem das Getreide sind unentbehrlich, solange der Krieg anhält. Daß sie das jetzt nicht sofort räumen können, ist natürlich. Kommt es zum Frieden, soll das Selbstbestimmungsrecht der besetzten Gebiete entscheiden. Da ist nun aber die große Schwierigkeit, wie dieses Selbstbestimmungsrecht zum Ausdruck gebracht wird.

Die Russen wollen natürlich nicht, daß die Abstimmung stattfindet, solange deutsche Bajonette im Lande sind — und die Deutschen sagen wieder, daß der beispiellose bolschewistische Terrorismus ein jedes Wahlresultat fälschen wird, da die „Bourgeois" ja nach Bolschewikiauffassung keine Menschen sind.

Meine Idee einer Kontrolle durch eine neutrale Macht lehnten eigentlich alle ab."

Am 27. Dezember formuliert Graf Czernin:

„1. Solange nicht ein allgemeiner Friede geschlossen ist, können wir das besetzte Gebiet nicht herausgeben; es gehört zu unseren großen Rüstungswerkstätten (Fabriken, Bahnen, bebaute Felder usw.).

2. Nach dem allgemeinen Frieden soll eine Volksabstimmung in Polen, Kurland und Litauen über das Los deren Völker entscheiden, die Form dieser Abstimmung ist noch zu diskutieren, damit die Russen die Sicherheit gewinnen, daß die Abstimmung ohne Zwang erfolge. Dies paßt anscheinend weder den einen noch den anderen . . .

Die Russen erklären die unklaren Formulierungen Deutschlands bezüglich der Freiheit der Abstimmung für unannehmbar.

Ich habe Kühlmann und Hoffmann erklärt, ich würde mit ihnen bis zum äußersten gehen, aber wenn ihre Bemühungen scheitern, so würde ich mit den Russen in separate Verhandlungen eintreten, denn Berlin wie Petersburg wollte

struktion, keinesfalls ohne den Frieden in der Tasche nach Wien zurückzukehren.*)

Leider verstand es dieser sonst so kluge Staatsmann nicht, seine nervöse Besorgnis zu verbergen. Infolgedessen vertauschten sich die Rollen im Laufe der Verhandlungen, indem Trotzki mit den Russen nicht als Friedensbittende und den Frieden Benötigende erschienen, sondern sich zeitweise sogar als Verhandlungsleiter aufspielen durften!

Bedauerlicher- und unerklärlicherweise waren die Diplomaten des Vierverbandes in die Verhandlungen eingetreten, ohne vorher jede ihrer Forderungen aufs genaueste miteinander vereinbart zu haben. Sonst wäre es kaum möglich gewesen, daß Graf Czernin bei einer Meinungsverschiedenheit mit Kühlmann betreffs der Kurland-Litauenfrage mit einem Sonderfrieden zwischen Österreich-Ungarn und Rußland drohte!**)

eben keine unbeeinflußte Abstimmung. Österreich-Ungarn aber wolle ja nichts als endlich Frieden."

Am 7. Februar schreibt Graf Czernin:

„Die letzte Hoffnung, mit Petersburg zu einer Verständigung zu kommen, ist geschwunden. In Berlin wurde eine Aufforderung der Petersburger Regierung aufgefangen, welche die deutschen Soldaten aufhetzt, den Kaiser und die Generale zu ermorden und sich mit den Sowjets zu verbrüdern . . . Die Gemeinheit dieser Bolschewisten macht Verhandlungen unmöglich. Ich kann es Deutschland nicht verargen, daß dieses Vorgehen es empört."

*) Am 11. Februar bekennt Graf Czernin:

„Unsere Situation während der Verhandlungen mit Petersburg war die folgende: Es war unmöglich, die Deutschen zu veranlassen, sich auf den Standpunkt des Verzichts von Kurland und Litauen zu stellen. Die physische Macht hatten wir nicht. Der Druck, der von der Obersten Heeresleitung einerseits ausgeübt wurde, und das unaufrichtige Spiel der Russen andererseits machte dies unmöglich. Wir standen daher vor der Alternative, entweder uns bei der Unterzeichnung des Friedens von Deutschland zu trennen und ein separates Friedensinstrument zu unterschreiben, oder gemeinsam mit den drei Bundesgenossen den Frieden zu fertigen."

**) „Die k. u. k. Armee war müde; sie hatte 1800000 Mann an Gefangenen verloren, Ersatz mangelte ihr. Ihre Gefechtskraft war gering, gegen Italien hatte sie im wesentlichen genügt. Fiel Rußland tatsächlich aus, dann war zu hoffen,

Der Wunsch, unbedingt zu einem Frieden zu kommen und — wenn möglich — auch die in der Entente vereinigten Regierungen zu Anbahnungen von Friedensverhandlungen zu bewegen, hatte jenen Vertagungsbeschluß vom 25. Dezember 1917 und jenes das Friedensbedürfnis gar zu deutlich verratende Verhandlungsergebnis „Frieden ohne Annexionen" gezeitigt.

Um diese Zeit war Trotzki selbst in Brest-Litowsk noch nicht anwesend. Die Verhandlungen leitete vielmehr russischerseits der späterhin um die Anzettelung der deutschen Revolution verdiente Herr Joffe. Seiner Überredungskunst schrieben die Russen offenbar eine große Wirkung zu.

Rußland brauchte den Frieden, unbedingt brauchte ihn die bolschewistische Regierung, wollte sie sich im Sattel halten. Keinem Zweifel unterliegt es, daß man den Frieden in kürzester Frist hätte haben können, wenn man den Russen in ultimativer Form die Bedingungen mitteilte und jedes Abschweifen auf das Gebiet theoretischer Erörterungen über die Vorzüge und Möglichkeiten einer Weltrevolution vermied, wie es unter dem Vorsitz des Generalstabschefs bei den Waffenstillstandsverhandlungen geschehen war.

General Hoffmann glaubt nicht, daß Trotzki von vornherein mit der Absicht umging, ein Verhandlungsergebnis zu vereiteln und keinen Frieden zu schließen: der Entschluß, den Krieg mit einem Theatercoup zu beenden, drängte sich Herrn

daß die Armee auch ferner ihrer Aufgabe entsprechen würde. Ob sie Kräfte für weitere Zwecke freibekäme, war zweifelhaft. Zu erwarten blieb, daß, wie bereits im Jahre 1917, so auch 1918 eine Erklärung der k. und k. Regierung erfolgen würde, daß die Armee nicht mehr über eine gewisse Zeitspanne mitkämpfen könne. Der Fall war ins Auge zu fassen, daß Österreich-Ungarn tatsächlich am Ende seiner militärischen Kraft angekommen sei. Daß die politische Stärke dann nicht eine Stunde länger reichen würde, war klar. Nur das Heer hielt noch die Doppelmonarchie zusammen" (Ludendorff, S. 432).

Trotzki vielmehr erst im Laufe der Zeit auf. Nachdem er die Stärke seiner Position gegenüber dem unbedingten österreichischen Friedensbedürfnis und Friedenswillen erkannt hatte, nachdem andererseits sich Graf Czernin und Staatssekretär von Kühlmann einmal darauf eingelassen hatten, auf die theoretischen Erörterungen und Propagandareden Trotzkis einzugehen, war es schwer, den Boden tatsächlicher, realer Verhandlungen zurückzugewinnen.

Trotzkis Ton und Auftreten wurden von Tag zu Tag unverschämter, die russischen Forderungen dreister, so daß es auch die beiden leitenden Herren Diplomaten für angezeigt hielten, den Russen einmal die tatsächlichen Verhältnisse klarzulegen. Im Einverständnis mit Czernin und Kühlmann hielt General Hoffmann jene Rede, die damals — namentlich in Österreich — lebhaftes Aufsehen erregte.*) Daß der Ton seiner Ausführungen etwas schärfer ausfiel, als die beiden Diplomaten vielleicht erwartet hatten, muß allerdings zugegeben werden, doch bestand

*) In der Sitzung vom 13. Januar hatte die russische Abordnung durch den Mund Kameniews eine Reihe von Forderungen erhoben, auf die General Hoffmann folgende Antwort erteilte:

„Ich muß zunächst gegen den Ton dieser Vorschläge protestieren. Die russische Delegation spricht mit uns, als ob sie siegreich in unserm Lande stände und uns Bedingungen diktieren könnte. Ich möchte darauf hinweisen, daß die Tatsachen entgegengesetzt sind. Das siegreiche deutsche Heer steht in Ihrem Gebiet! Ich möchte dann feststellen, daß die russische Delegation für die besetzten Gebiete die Anwendung eines Selbstbestimmungsrechtes der Völker in einer Weise und in einem Umfange fordert, wie es ihre eigene Regierung in ihrem eigenen Lande nicht anwendet. Ihre Regierung ist begründet lediglich auf die Macht, und zwar auf eine Macht, die rücksichtslos und mit Gewalt jeden Andersdenkenden unterdrückt. Jeder Andersdenkende wird einfach als Gegenrevolutionär und Bourgeois für vogelfrei erklärt. Ich will diese meine Ansicht nur an zwei Beispielen erhärten. In der Nacht zum 31. 12. wurde der erste weißrussische Kongreß in Minsk, der das Selbstbestimmungsrecht des weißrussischen Volkes geltend machen wollte, von Maximalisten durch Bajonette und Maschinengewehre auseinandergejagt. Als die Ukrainer

keinerlei Zweifel hinsichtlich ihrer Berechtigung. Demgemäß deckte Prinz Leopold die Ausführungen seines Generalstabschefs mit dem Vollgewicht seiner Persönlichkeit.

Angesichts der Wirkung, welche jene Rede des Generals Hoffmann auslöste, dürfte es von Interesse sein, seine Ausführungen mit einer Rede zu vergleichen, welche der inzwischen in Brest-Litowsk eingetroffene ukrainische Sonderdelegierte, Lu-

---

das Selbstbestimmungsrecht geltend machten, stellte die Petersburger Regierung ein Ultimatum und suchte die Erzwingung ihres Willens mit Waffengewalt durchzusetzen. Soviel aus den mir vorliegenden Funksprüchen hervorgeht, ist der Bürgerkrieg noch im Gange.

So stellt sich die Anwendung des Selbstbestimmungsrechtes der Völker durch die maximalistische Regierung in der Praxis dar!

Die deutsche Oberste Heeresleitung muß deshalb die Einmischung in die Regelung der Angelegenheiten in dem besetzten Gebiete ablehnen. Für uns haben die Völker in dem besetzten Gebiete ihrem Wunsche der Lostrennung von Rußland bereits klar und unzweideutig Ausdruck gegeben.

Von den wichtigsten Beschlüssen der Bevölkerung möchte ich folgendes hervorheben:

Am 21. 9. 1917 erbat die kurländische Landesversammlung, die sich ausdrücklich als Vertreterin der Gesamtbevölkerung Kurlands bezeichnete, den Schutz des Deutschen Reiches. Am 11. 12. 1917 proklamierte der litauische Landesrat, der von den Litauern des In- und Auslandes als die einzig bevollmächtigte Vertretung des litauischen Volkes anerkannt ist, den Wunsch der Abtrennung von allen staatlichen Verbindungen, die bisher mit anderen Völkern bestanden haben. Am 27. 12. sprach die Stadtverordnetenversammlung in Riga eine ähnliche Bitte an das Deutsche Reich aus. Diesem Antrage haben sich die Rigaer Kaufmannskammer (die Große Gilde), die Vertreter der Landesbevölkerung sowie 70 Rigaer Vereine angeschlossen. Schließlich haben im Dezember 1917 auch Vertreter der Ritterschaft und der ländlichen, städtischen und kirchlichen Gemeinden auf Oesel, Dagö und Moon in verschiedenen Erklärungen sich von ihren bisherigen Beziehungen losgelöst. Auch aus verwaltungstechnischen Gründen muß die deutsche Oberste Heeresleitung die Räumung Kurlands, Litauens und Riga und den Inseln im Rigaischen Meerbusen ablehnen. Alle diese Gegenden besitzen keine Verwaltungsorgane, keine Organe der Rechtspflege, keine Organe des Rechtsschutzes, keine Eisenbahnen, keine Telegraphen, keine Post. Alles dies ist deutscher Besitz und in deutschem Betriebe. Auch zur Errichtung eines eigenen Volksheeres oder einer Miliz sind die Länder aus Mangel an geeigneten Organen in absehbarer Zeit nicht in der Lage."

binski,*) vor der Friedenskommission hielt. Sie stellt eine vernichtende Anklage gegen den Bolschewismus dar. Es ist kennzeichnend für die Leisetreterei der deutschen Presse aller Parteirichtungen, daß sie sich mit Lubinskis Rede kaum beschäftigte: sie hätte anderenfalls nicht geringes Aufsehen erregt! Der Oberbefehlshaber Ost und sein Generalstabschef hatten in Brest-Litowsk den Eindruck, daß man sie in Deutschland absichtlich totschwieg, um den Groll des Herrn Trotzki nicht noch mehr herauszufordern. Als Entschuldigung läßt sich allerdings die Tatsache anführen, daß sich damals nur wenige Menschen eine klare Vorstellung vom Wesen und Wirken des Bolschewismus machten und noch weniger die ungeheuren Ge-

*) Den bolschewistischen Umtrieben trat der ukrainische Delegierte Lubinski mit einer Rede entgegen, in der es heißt:

„An dem Steuerrad der (russischen) Republik haben im Laufe des Jahres (1917) verschiedene Regierungen gestanden. Das Jahr hat begonnen unter dem Szepter eines Kaisers, und es endigt, nachdem es die Stadien einer Kadetten- und einer sozialistisch-kadettischen Regierung durchlaufen hatte, genau mit denselben Schießereien auf den Straßen Petersburgs und mit den eifrigen Vorbereitungen der bolschewistischen Regierung zur Vertreibung der konstituierenden Versammlung. Nur in einer einzigen Beziehung sind alle diese verschiedenen Regierungen durchaus solidarisch geblieben: in ihren kapitalistischen Bestrebungen und in ihren gierigen Wünschen, die neuentstehenden Völker zu erdrosseln und alle unter ihre mächtige Hand zu bekommen. Aber im Andenken an die Vorgänge auf dem Thron, welcher nicht nur durch die gemeinsamen Anstrengungen der sozialen, sondern auch der nationalen Revolution gestürzt worden ist, hat die Regierung der Bolschewiki das Prinzip des Selbstbestimmungsrechtes der Völker nur zu dem Zwecke proklamiert, um damit entschiedener das Prinzip in seiner praktischen Durchführung zu bekämpfen.

Die lauten Erklärungen der Bolschewiki über die vollkommene Freiheit der Völker Rußlands sind nur grobe demagogische Mittel. Die Regierung der Bolschewisten, welche die konstituierende Versammlung auseinandergejagt hat und sich nur auf die Bajonette der Söldner der Roten Garde stützt, wird sich nie dazu entschließen, in Rußland selbst die hochgerechten Prinzipien des Selbstbestimmungsrechtes durchzuführen, denn sie weiß sehr wohl, daß nicht nur die zahlreichen Republiken, die Ukrainer, das Dongebiet, der Kaukasus und andere sie nicht als ihre Regierung anerkennen werden, sondern daß auch das russische Volk selbst ihr

fahren erkannten, welche jene auf restloser Umwälzung und weitgehendstem Kommunismus beruhende Volksbewegung in sich barg.*)

Das Auftreten einer ukrainischen Delegation in Brest-Litowsk stellte die Leiter der Friedensverhandlungen vor zwei staatsrechtlich interessante Fragen:

Ist der ukrainische Staat als selbständiger Staat anzusehen?

Sind die Verhandlungen mit der ukrainischen Delegation getrennt von jenen mit dem bolschewistischen Rußland zu führen?

Über die Frage, ob die Ukraine als selbständiges Staatengebilde Lebensfähigkeit besitze oder nicht, ist viel gestritten worden.

---

dieses Recht versagen wird. Nur aus Furcht vor der Entwicklung der nationalen Revolution haben die Bolschewiki mit der ihnen angeborenen Demagogie sowohl in Rußland selbst wie hier auf der Friedenskonferenz das Prinzip des Selbstbestimmungsrechtes aufgestellt. Zur Bekämpfung der Durchführung in die Praxis nehmen sie ihre Zuflucht nicht nur zu den Söldnerscharen der Roten Garde, sondern sie schreiten noch zu schlimmeren und unzulässigeren Mitteln: sie unterdrücken die Zeitungen, jagen die Volksversammlung auseinander, verhaften und erschießen Politiker und greifen schließlich dazu, durch vollständig falsche und tendenziöse Schilderungen die Autorität der Regierung zu untergraben. Bekannte Sozialisten und alte Revolutionäre werden von ihnen beschuldigt, als gehörten sie zur Bourgeoisie und zu den Gegenrevolutionären. Die Regierung der Bolschewiki erklärt den heiligen Krieg der Republik, indem sie die Vertreibung der Bourgeoisie-Regierungen verlangt, mit denen angeblich die sozialistische Regierung der Bolschewiki selbst über die Beendigung des brudermordenden Krieges keine Verhandlungen pflegen will. So führt die Regierung der Bolschewiki anstatt des Grundsatzes des Selbstbestimmungsrechtes den Grundsatz der Anarchie und der Zerrüttung durch, da sie weiß, daß es leichter ist, zu zerstören, als neu zu schaffen, und sie hält sich an das alte französische Sprichwort: „Verleumde, verleumde, es wird schon etwas haften bleiben."

*) Kurz zuvor hatte der vertrauteste Mitarbeiter Joffes bei einem Vortrag in Berlin ungefähr folgendes erklärt:

„Wir sind Antipazifisten, heißen grundsätzlich die Gewalt zur Durchsetzung der Interessen des Proletariats gut. Wenn wir die völlig bewaffnete Macht hätten, würden wir uns mit den deutschen revolutionären Arbeitern vereinigen, die Ententeheere am Rhein schlagen, in ganz Europa den Bolschewismus mit Gewalt einführen. Aber — wir haben diese bewaffnete Macht nicht."

Die militärischen Bevollmächtigten bei der Friedenskonferenz jedenfalls überließen die Beantwortung dieser Frage der Zukunft.

Vielfach wurde die Behauptung laut, der Politik Deutschlands, die Ukraine als selbständigen Staat anzuerkennen, habe der Wunsch zugrunde gelegen, den russischen Koloß in möglichst viele Teile zu zersplittern, um einer etwaigen Bedrohung Deutschlands von Osten her ein für allemal den Boden zu entziehen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die bezeichnete Erwägung bei dem einen oder anderen Mitgliede unserer Friedensdelegation mitgespielt habe. Der Hauptgrund für die bedingungslose Anerkennung der Ukraine als selbständigen Staat — für die aus dem eben genannten Grunde vor allem General Hoffmann aufs entschiedenste eintrat — lag in dem Wunsche, auf dem Umweg über die Ukraine unter allen Umständen zum Frieden zu gelangen; hatte es sich doch bis dahin immer klarer herausgestellt, daß Trotzki den Frieden nicht schließen wollte. Andererseits sollte der Friedensschluß mit der Ukraine dem schwerleidenden Österreich das geben, was es dringend brauchte: Brot!

Daß die Macht des neuen ukrainischen Staates und namentlich seiner Regierung nicht ausreichen würde, dies Brot selber zu liefern, daß uns vielmehr die Pflicht erwuchs, die ukrainische Regierung gegen den Bolschewismus zu schützen und das so dringend benötigte Brot selber zu holen, darüber herrschte bei den militärischen Stellen in Brest-Litowsk schon bei Abschluß des Friedens mit jenem neuen Staate kein Zweifel. Das Scherzwort Trotzkis: „Das einzige Territorium, über welches die ukrainische Regierung, mit welcher die Vierverbandsmächte einen Frieden abzuschließen beschäftigt seien, noch verfügt, sind die Zimmer der ukrainischen Delegation in Brest-Litowsk" entsprach ungefähr der Wahrheit.

Was der Vierverband mit der Unterzeichnung des Friedens von Brest-Litowsk bezweckte, erzielte die gewünschte Wirkung auf die Russen: Trotzki ward vor die Entscheidung gestellt, zu unterzeichnen oder abzulehnen. Was tat der listenreiche Herr? Er wählte den bekannten Theatercoup, den Frieden für „erklärt" zu erklären!

Dem Oberbefehlshaber, Prinzen Leopold, und dem General Hoffmann schien es unzweifelhaft, daß mit diesem brüsken Abbruch der Friedensverhandlungen automatisch ein Aufhören des zum Zweck des Friedensschlusses gewährten Waffenstillstandes verbunden sei und daß die Feindseligkeiten aufs neue einzusetzen hätten, um die Bolschewisten zum Frieden zu zwingen. Waffengewalt mußte eben die Klarheit schaffen, welche die Verhandlungen mit den Bolschewisten bisher nicht gezeitigt hatten.

Am Abend jenes Tages, an welchem Trotzki abreiste, traten die Bevollmächtigten Deutschlands und Österreichs zu einer Besprechung zusammen, bei welcher General Hoffmann die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten empfahl. Sein Vorschlag wurde von den Diplomaten einstimmig abgelehnt. Erst dem Machtwort der Obersten Heeresleitung gelang es, eine Entscheidung im Sinne des Generals Hoffmann herbeizuführen und den Reichskanzler zur Kündigung des Waffenstillstandes zu ermächtigen.

Rußland mußte restlos erledigt werden, sonst würde auch Rumänien keinen Frieden schließen. Die Oberste Heeresleitung hätte mithin nicht die erforderlichen Truppen freibekommen, um im Westen eine endliche Entscheidung und somit den heißersehnten Frieden herbeizuführen. Der Kampf gegen das bolschewistische Rußland, wie ihn die Weigerung Trotzkis, den Friedensvertrag zu unterschreiben, mit sich brachte, war um so notwendiger, als aus Livland und Esthland dauernd Hilferufe

an das Große Hauptquartier, an den Prinzen Leopold und den Reichskanzler ergingen, die um Befreiung vom bolschewistischen Terror baten.

Auf die Offensive einzugehen, die nunmehr, nach dem Scheitern der Friedensverhandlungen, unter dem Oberbefehl des Prinzen Leopold einsetzte, die das deutsche Ostheer in raschem Fluge bis an die Front Rostow—Narwa führte, erübrigt sich,*) ebenso auf die endgültigen Friedensverhandlungen und den Abschluß des Friedens selbst.

Die Kritik, die der sogenannte „Gewaltfrieden von Brest-Litowsk" in weiten Kreisen gefunden hat, und die unter dem Einfluß einer geschickten Ententepropaganda und in verhetzenden Ausführungen mancher linksorientierter Zeitungen in Deutschland auch heute noch nicht verstummt, erscheint geradezu lächer-

*) Ergänzend sei hinzugefügt, daß das Hauptquartier Ost in erster Linie die Besetzung von Livland und Esthland erwog. Es schien wünschenswert, auch an anderen Frontteilen vorzumarschieren, um den entscheidenden Schlag gegen die Russen zu führen. Es sollte Dünaburg besetzt und Minsk genommen werden. Da auch die ukrainischen Delegierten um Befreiung der Ukraine von der bolschewistischen Gewaltherrschaft gebeten hatten, so ordnete der Prinz — im Einverständnis mit der Obersten Heeresleitung — gleichzeitig den Einmarsch in die Ukraine an.

Mit Trotzkis Erklärung, für Rußland sei der Kriegszustand zu Ende, war tatsächlich der Abbruch der Friedensverhandlungen erfolgt. Der Einmarsch in Livland, der Vormarsch auf Dünaburg und Minsk und die Ereignisse in der Ukraine nötigten jedoch den Russen, am 28. Februar in neue Friedensverhandlungen einzutreten, die am 3. März mit der Unterzeichnung des Friedensvertrages und mit der Einstellung aller militärischen Bewegungen und Feindseligkeiten in Großrußland endeten.

Inzwischen war es den deutschen Heeren gelungen, unter verhältnismäßig leichter Überwindung des feindlichen Widerstandes Livland und Esthland zu besetzen, nach der Einnahme von Dünaburg den Vormarsch bis Gomel—Polozk—Pleskau—Narwa fortzuführen, über Minsk hinaus Orscha zu erreichen und Schlobin am Dnjepr zu besetzen. Unabhängig hiervon hatten unsere Truppen den Einmarsch in die Ukraine fortgesetzt, die Bolschewiki vertrieben und die Radaregierung wieder eingesetzt. Mit der Besetzung der Krim hatte die Expedition ihren Abschluß gefunden.

lich, wenn man sich die in der Geschichte unerhörten Bedingungen des Wilsonschen „Verständigungsfriedens“ zu Versailles am 28. Juni 1919 vergegenwärtigt!*)

Nicht der Friede von Brest-Litowsk war der Fehler, den wir begingen, sondern die Politik, die wir im Anschluß an jenen Frieden im Osten trieben. Hat die deutsche Diplomatie rechtzeitig Schritte gegen die bolschewistische Propaganda getan??

Die Gefahr der bolschewistischen Bewegung wurde zuerst vom Oberbefehlshaber Ost erkannt. Er schlug deshalb vor, schleunigst Maßregeln zur Verhinderung ihrer Verpflanzung nach Deutschland zu ergreifen. Unter keinen Umständen — betonte Prinz Leopold — dürfe die Reichshauptstadt ein Propagandaherd zur Verbreitung der Weltrevolution werden, und das würde Berlin durch die Zulassung eines russischen Gesandten. Daß die Ausübung propagandistischer Tätigkeit in bolschewistischem Sinne die erste und wichtigste Aufgabe des Gesandten — Joffe! — darstellen würde, darüber konnte ein Zweifel nicht bestehen, hatten doch die Bolschewisten Joffe, Kameniew, Sokolnikow und andere täglich und stündlich in Brest-Litowsk ausgesprochen, es sei selbstverständlich ein Ding der Unmöglichkeit,

*) „Die Bedingungen enthielten sich“ — schreibt Ludendorff (Erinnerungen S. 450) — „jeden Eingriffs in das innerpolitische und wirtschaftliche Leben Rußlands und legten ihm nichts auf, was mit der Ehre eines selbständigen Staates unvereinbar war und seine Bewohner knechtete. Es ist lehrreich, den Frieden, den Rußland damals erhielt — Anerkennung der Selbständigkeit Finnlands und der Ukraine, Verzicht auf Kurland, Litauen, Polen — mit dem zu vergleichen, den es erhalten konnte, und diesen wieder mit dem, den wir ertragen müssen, obschon wir nie ein Friedensangebot ausgeschlagen haben ... Wenn jetzt Rußland verstümmelt aus dem Kriege hervorgeht, nachdem seine Verbündeten, für die es 1914 die Kastanien aus dem Feuer holen sollte, gesiegt haben, so ist das eine Tat für sich. Die bei weitem größere Mehrheit des Reichstages billigte auch die Bestimmungen des Brester Friedens und erkannte ferner an, daß der Vertrag für das Selbstbestimmungsrecht der Völker Raum lasse; die Mehrheitssozialisten enthielten sich der Abstimmung, nur die Unabhängigen Sozialdemokraten stimmten dagegen.“

daß ein einzelner bolschewistischer Staat sich auf die Dauer behaupten könne; infolgedessen sei die Herbeiführung der Weltrevolution eine absolute Notwendigkeit.

Durch Funksprüche suchte Trotzki die deutsche Arbeiterschaft für die bolschewistischen Ideen zu gewinnen, den Boden für die Revolution vorzubereiten und den Siegeswillen der deutschen Heere zu schwächen,*) forderte doch ein Funkspruch der russischen Regierung vom 5. Februar 1918 das deutsche Heer offen zum Treubruch gegen seinen obersten Kriegsherrn auf! Als Ende Januar Berliner Arbeiter durch Arbeitsniederlegung die Stillegung großer Betriebe erzwangen, zeigten sich die ersten Halme aus jener unheilvollen Saat.

Die militärischen Vertreter Deutschlands in Brest-Litowsk sahen die Gefahr heraufziehen. Immer dringender wurden ihre Vorstellungen in Berlin.

Leider verschloß sich das Auswärtige Amt in Berlin den Warnungen des Oberbefehlshabers Ost. Es maß der bolschewistischen Gefahr keine besondere Bedeutung bei und wies daher den Vorschlag des Prinzen Leopold, dem russischen Gesandten das Hauptquartier des Oberbefehlshabers**) als Wohnsitz anzuweisen, zurück.

Joffe kam als Botschafter nach Berlin. Welchen Ein-

---

*) General Hoffmann sah sich genötigt, in der Sitzung vom 9. Januar 1918 die folgende Verwahrung einzulegen:

„Es liegt mir hier eine Anzahl Funksprüche und Aufrufe vor, unterzeichnet von den Vertretern der russischen Regierung und der russischen Obersten Heeresleitung, die teils Beschimpfungen der deutschen Obersten Heeresleitung, teils Aufforderungen revolutionären Charakters an unsere Truppen enthalten. Diese Funksprüche und Aufrufe verstoßen zweifellos gegen den Geist des zwischen den beiden Armeen geschlossenen Waffenstillstandes. Im Namen der deutschen Obersten Heeresleitung lege ich gegen Form und Inhalt dieser Funksprüche und Aufrufe auf das Entschiedenste Protest ein."

**) Damals in Brest-Litowsk, später in Kowno.

fluß seine Propaganda und vor allen Dingen seine Geldmittel auf die Zersetzung des deutschen Heeres und der Marine ausübten, ist bekannt.

Die Gefahr, die der Bolschewismus für die Welt bedeutete, kam infolge seiner ungeheuren Propaganda jedem Beobachter Rußlands und der russischen Verhältnisse täglich deutlicher zum Bewußtsein. Dazu kam das Odium, das wir vor der Welt auf uns luden, indem wir mit der bolschewistischen Regierung als einem Gleichberechtigten verkehrten. Ja, die Ententepropaganda machte uns — nicht ganz mit Unrecht — sogar den Vorwurf, wir seien beinahe „Verbündete" jener Gesellschaft von Leuten, die sich die Macht in Rußland angemaßt haben; zum mindesten ließen wir ihnen und ihrem Werk wohlwollende Förderung angedeihen.

Die ganze Scheußlichkeit der bolschewistischen Regierung wurde zuerst von unserer militärischen Vertretung in Moskau erkannt. Sie gab sogleich ihrer Ansicht Ausdruck, es sei notwendig, die anständigen Elemente des russischen Volkes in ihrem Kampfe gegen die bolschewistischen Umtriebe zu unterstützen. Dieser Meinung pflichtete der Oberbefehlshaber Ost durchaus bei. Noch mehr: auch unsere völlige Lossagung von der Regierung Lenins erschien ihm als ein Gebot politischer Notwendigkeit.

An Gründen zur Wiederaufnahme der Feindseligkeiten fehlte es nicht. Nicht die Ermordung des Grafen Mirbach, dessen Mörder frei und von der bolschewistischen Regierung unbehelligt in Moskau umherging, bot Anlaß zum Einschreiten, sondern vor allem die tägliche Verletzung des zu Brest-Litowsk geschlossenen Friedens durch die bolschewistische Regierung und ihre Propaganda.

Prinz Leopold war Feuer und Flamme für den Plan, die

Offensive auf St. Petersburg erneut zu ergreifen und soweit auch auf dem nördlichen Teil der Ostfront vorzurücken, daß es möglich war, in diesem Gebiet die bürgerlichen Elemente Rußlands zu sammeln und ihnen die Möglichkeit zu geben, aus sich heraus eine neue russische Regierung zu schaffen. Neuer Truppen hätte es dazu nicht bedurft. Trotz bolschewistischer Verhetzung, trotz Herausziehung aller westverwendungsfähigen Truppenteile und trotz Überführung namentlich aller jungen Mannschaften nach dem Westen hätten die im Osten verbliebenen Truppen ausgereicht, den Plan einer neuen Offensive in die Tat umzusetzen.

Es ist heute müßig, sich in Phantasien darüber zu ergehen, wie sich die Lage für Deutschland gestaltet hätte, wenn wir im Sommer 1918 einer neuen russischen Regierung in den Sattel geholfen und uns mit ihr verbündet hätten, um nachher einen tatsächlichen Verständigungsfrieden zu erkämpfen.

So weit General Hoffmann.

Fünfzehntes Kapitel.

Prinz Leopolds innere Politik in Ober Ost.

Die vom Oberbefehlshaber Ost angeregte erneute Offensive auf St. Petersburg unterblieb in Rücksicht auf die innerpolitische Lage in der Heimat. Große Schwierigkeiten hatten die militärischen Führer zu überwinden gehabt, als sie im Februar die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten nach dem jähen Abbruch der Friedensverhandlungen durchsetzten: die Reichsleitung nahm gar zu ängstlich Rücksicht auf die Stimmung im Lande, die sich in einer Kriegsmüdigkeit weiter Kreise bekundete. Daß alle diese Zeichen beginnender Erschöpfung dem Feinde nicht entgingen, ist klar; und wenn General Hoffmann den Grundsatz aufstellte: „Das Entscheidende ist der Wille zum Sieg", so darf behauptet werden, daß trotz unserer militärischen Lage — die im beginnenden Frühjahr 1918 günstiger war, als je zuvor — der Heimat ein solcher Siegeswille fehlte. Schiebertum, Wucher, Unredlichkeit, Verhetzung und Arbeitsunlust hatten bereits breite Schichten des deutschen Volkes moralisch durchseucht. Kein Wunder, daß die stolzen Ideale von 1914/15 allmählich verblaßten.

Wenn sich auch die militärischen Führer in den Maßnahmen, die sie für erforderlich hielten, nicht beirren ließen, so machen sie sich heute selber den Vorwurf, daß sie beispiels-

weise im Frühjahr 1918 dem bolschewistischen Rußland gegenüber angesichts des ablehnenden Standpunktes der Regierung nicht tatkräftiger durchgriffen.

Die Oberste Heeresleitung und der Oberbefehlshaber Ost wußten genau, daß der Friede zu Brest-Litowsk eine dauernde Beruhigung des einstigen Riesenreiches nicht zur Folge hatte. Die Gefahr einer neuen, von der Entente gebilligten, vielleicht gar unterstützten bolschewistischen Ostfront lag nahe.

„Wir hatten eben nur einen starken bewaffneten Frieden erlangt," bekennt Ludendorff resigniert (S. 459). Darum wurde nicht die ganze russische Front von deutschen Truppen entblößt. „Die unendlichen Räume des Ostens, die mit deutschen Maßen nicht zu messen sind, brauchten gewisse Truppenmengen, wenn wir unsere Aufgaben so lösen wollten, wie es Kriegs- und Kriegswirtschaftslage bedingten."

Prinz Leopold hatte mit der endgültigen Niederwerfung der ungeheuren, etwa 12—15 Millionen starken russischen Kriegsmacht sowie mit der Erzielung des Friedens von Brest-Litowsk die ihm zugemessene Aufgabe gelöst. Daß ihm dies möglich war, verdankte er nicht zum wenigsten dem gleich dem Räderwerk einer Uhr funktionierenden Zusammenwirken aller höheren und unteren Führer und dem Opfermut und der Todesverachtung seiner Truppen.

Auf den Schultern des Oberbefehlshabers Ost lastete eine gewaltige Verantwortung, deren Wucht ihn nicht nur nicht niederbeugte, sondern vielmehr zur Anspannung seiner Kräfte wie zur Entfaltung seiner Geistesgaben befähigte. Als geschichtliche Persönlichkeit hat sich Prinz Leopold nicht gefühlt, wenn es ihm auch eine gewisse Befriedigung verlieh, „so im Zentrum der Weltgeschichte zu sitzen, wo man alles aus erster Hand erfährt" (Brief an die Prinzessin Therese vom 7. Februar 1918).

Die Verdienste des Prinzen fanden ihre Anerkennung in der Verleihung des Großkreuzes des Eisernen Kreuzes, jener seltenen Auszeichnung, die der Oberste Kriegsherr nur nach einer gewonnenen Entscheidungsschlacht oder nach Abschluß eines siegreichen Friedens verlieh. Außer dem Prinzen Leopold wurde sie im Weltkriege nur den Feldmarschällen von Hindenburg und von Mackensen zuteil.

Zugleich mit dieser ehrenvollen Auszeichnung erhielt Prinz Leopold das folgende Telegramm des Kaisers:

In dreieinhalbjährigem Ringen hatte die deutsche Armee im Verein mit unseren treuen Verbündeten den in erdrückender Übermacht unser Land bedrohenden russischen Heeren Halt geboten. In gewaltigen Schlachten wurde der Feind geschlagen und in das Innere seines Landes zurückgeworfen. Die Schläge der verbündeten Heere führten die Zersetzung des russischen Reiches herbei. Am Ende vorigen Jahres senkte der einst mächtige Gegner im Osten zum ersten Male die Waffen. Aber noch einmal mußte Ich Mein tapferes Ostheer zum Kampfe rufen, um den von der russischen Regierung auf dem Wege der Verhandlungen verweigerten Frieden mit dem Schwerte zu erkämpfen. Unter Deiner Führung haben Meine unvergleichlichen Truppen in wenigen Tagen ihre Aufgabe glänzend gelöst. Es wacht der alte Angriffsgeist in ihnen! Truppen aller deutschen Stämme wetteiferten an Zähigkeit und Ausdauer. In unaufhaltsamen Tagesmärschen, auf schlechten Wegen, in Eis und Schnee, gaben sie ihr Äußerstes her. Der vierzehntägige Siegeszug im Osten, reich an großen Anstrengungen und Entbehrungen, aber auch reich an Erfolgen, wird ein Ruhmesblatt in der Geschichte des deutschen Heeres bleiben. Allen Führern, allen Truppen, spreche Ich Meinen und des Vaterlandes Dank aus. Gott helfe weiter. (gez.) Wilhelm I. R.

* * *

Die Waffen ruhten, des Krieges Stürme schwiegen aber nicht. Unter Verwendung der im Osten freigewordenen Truppen eröffnete Hindenburg im Westen eine Offensive, wie sie die Weltgeschichte bisher an Wucht und Erfolg noch nicht gesehen hatte.

Unter den Trümmern des niedergebrochenen Zarenreiches jedoch glomm — wie gesagt — der Funke der Feindseligkeit

weiter. Darum galt es für den Oberbefehlshaber Ost, den getreuen Eckewart deutschen Schlachtenruhms auf vorgeschobenem Posten, durch friedliche Kulturarbeit, d. h. durch den weiteren Ausbau der deutschen Verwaltung, die Gegensätze zu mildern, deutsche Ordnung, Zucht und Sauberkeit einzuführen und die grauenhafte Not der einheimischen Bevölkerung nach Kräften zu lindern. Ein besonderes Verdienst um das schnelle Einleben der besetzten Gebiete in die deutsche Kultur erwarb sich der Prinz dadurch, daß er geeignete Elemente aus den Kreisen der einheimischen Bevölkerung in die Verwaltung der Provinzen, Kreise, Städte und Dörfer berief. Der Sache Großdeutschlands diente er durch die Einsetzung von Landesräten für Kurland und Litauen.

In Kurland konnte diese Einsetzung an den bestehenden Landtag der kurländischen Ritter- und Landschaft anknüpfen. Zum ersten Male seit dem Einzuge der deutschen Truppen trat dieser Landtag am 18. September 1917 in dem altehrwürdigen Ritterhause zu Mitau wieder zusammen und beschloß die Einberufung einer erweiterten Landesversammlung, an der alle Schichten der Bevölkerung beteiligt sein sollten. Es war ein denkwürdiger Augenblick, als diese erweiterte Landesversammlung — achtzig Vertreter Kurlands — im Thronsaal des herzoglichen Schlosses zu Mitau am 21. und 22. September ihre Sitzungen abhielt und in einer Adresse an den Oberbefehlshaber Ost, in dem sie den Schutz des Deutschen Kaisers und des Deutschen Reiches anrief, die Genehmigung zur Bildung eines aus allen Volks- und Berufskreisen zusammengesetzten Landesrates erbat und erhielt. Zwanzig Mitglieder der Landesversammlung wurden einstimmig in den Landesrat gewählt, der einige Wochen später dem Kaiser die Würde eines Herzogs von Kurland antrug, nachdem der Friedensvertrag von Brest-

Litowsk die Loslösung von Polen, Kurland und Litauen vom russischen Staatsverbande ausgesprochen hatte.

Ähnlich wie in Kurland ging die Entwicklung eines neuen, selbständigen politischen Lebens in Litauen vor sich; hier fehlte freilich die Möglichkeit, an bereits Bestehendes anzuknüpfen. Auch in Litauen wählten die Vertrauensmänner des Volkes einen zwanziggliedrigen Landesrat, den Prinz Leopold bestätigte. Diese Körperschaft, die durch Zuwahl von Vertretern der völkischen Minderheiten eine erhebliche Ergänzung erfuhr, sah es als ihre erste, vornehmste Aufgabe an, auf Grund des verbrieften Selbstbestimmungsrechtes Anlehnung an das mächtige Deutsche Reich zu suchen.

Angesichts der fortschreitenden Beruhigung der baltischen Provinzen und der Wiederkehr geordneter Zustände unter dem Schutze des Oberbefehlshabers Ost trafen inzwischen mehr als hunderttausend deutsch-russische Rückwanderer an den Reichsgrenzen ein, für deren Unterbringung und Seßhaftmachung es nunmehr zu sorgen galt. Da die Vertreter der kurländischen Land- und Ritterschaft bereits vor dem Kriege den Plan einer Abgabe von Teilen der großen Rittergüter zwecks Abwehr der bereits in der Ausführung begriffenen Ansiedlung russisch-orthodoxer Bauern lebhaft erörtert hatten, knüpfte die deutsche Militärverwaltung an gegebene Ideen an, als sie im Juni 1918 in einer von Hindenburg erlassenen Kundgebung über die Bodenfrage in Ober-Ost Grundsätze aussprach, die in Altdeutschland ungeteilten Beifall fanden und die künftige Entwicklung der Bodenfrage aufs günstigste beeinflussen sollten. „Volkswohlstand besteht nicht in einer kleinen Zahl von Großkapitalisten," heißt es in dieser denkwürdigen Verfügung, „sondern in einer möglichst großen Zahl leistungsfähiger, selbständiger, heimfester und heimfroher Staatsbürger, die dem Staate das liefern,

was er in allererster Linie braucht: Menschen, gesund an Leib und Seele. Solch ein Geschlecht von Siedlern läßt sich nur begründen, wenn die Spekulation ferngehalten wird." Obwohl der Erlaß die Art der Sicherungen gegen die Terrainspekulation nicht angab, so war dennoch anzunehmen, daß die Siedlungsgesellschaft sich bei einem etwa notwendigen Besitzwechsel ein Vorkaufsrecht ausbedang.

Der Ausbau dieses gewaltigen bodenreformerischen Werkes ist nicht nur im Einverständnis mit dem Oberbefehlshaber Ost erfolgt, er geht ohne Zweifel auch auf seine tatkräftige Mitarbeit zurück; Hindenburgs Name leuchtet diesem wahrhaft sozialen Werke voran und verewigt die Erinnerung an den Befreier des Gotteländchens.

Da die Vorbereitung und Durchführung der militärischen, verwaltungstechnischen und sozialen Maßnahmen allerlei eingehende Besprechungen erforderten, so kam Prinz Leopold nicht nur mit den höchsten Befehlshabern der Armee, sondern auch mit den Vertretern der verschiedensten Stände und Berufszweige in Berührung.

Wiederholt weilte der Kaiser im Hauptquartier des Oberbefehlshabers Ost und auf den Schlachtfeldern der galizischen Ebene, wo ihm Prinz Leopold an Ort und Stelle die frühere und künftige Kampflage erläuterte. König Ludwig besuchte den Bruder am 1. November 1916. König Friedrich August, König Wilhelm II. von Württemberg und andere regierende Fürsten, die ihre Landeskinder und ihre Regimenter an der Front begrüßten, machten dem Oberbefehlshaber Ost ihren Besuch. Parlamentarier, Geistliche aller Konfessionen — darunter der neue Erzbischof von München, Dr. von Faulhaber, und der Feldrabbiner Dr. Arthur Levy —, Vertreter der Handelskammern, Professoren, Schlach-

tenmaler, Schriftsteller, ihnen allen öffnete Prinz Leopold gastlich sein Haus und verblüffte sie durch seine umfassende Bildung wie durch sein weitherziges Urteil, das immer den Nagel auf den Kopf traf.

Mehr aber als alle Äußerungen seines reichen Geistes bewahrheitete die Schlichtheit seiner ritterlichen Persönlichkeit den Ausspruch des großen schottischen Deutschenfreundes Carlyle:

„Wir mögen einen großen Mann noch so flüchtig betrachten — immer werden wir durch ihn innerlich reicher werden, denn er ist der lebendige Lichtborn, dem nahe zu sein gut und erquicklich ist."

Epilog.

Als die deutsche Revolution vom November 1918 den anscheinend für die Ewigkeit gefügten Bau des Reiches in seinen Grundvesten erschütterte, Throne stürzte, Fürsten und Prinzen ihrer bis dahin bevorzugten Stellungen entkleidete, mutete sie dem Prinzen Leopold gleichfalls schwere Opfer zu, obwohl er sich zeitlebens nicht als ein gottähnliches, unnahbares Wesen gefühlt, sondern — nach dem Vorbilde seines Vaters — in jedem ehrbaren Menschen den Bruder erblickt und geachtet hatte. Daher stellte er sich beim Ausbruch der staatlichen Umwälzung zunächst der Regierung der Republik zur Verfügung zwecks Aufrechterhaltung der Ordnung bis zum vollendeten Abtransport der ihm unterstellten Truppen.

An dem erschütternden Zusammenbruch des militaristischen Systems trägt Prinz Leopold keine Schuld, denn er hat weder je das Ausland und seine Kräfte hochmütig unterschätzt, noch seinen Untergebenen den in schwerster Zeit notwendigen Waffendienst durch Verärgerung und Kränkung verleidet. Die Berufsfreudigkeit, die sein Grundsatz „Fürs Vaterland kämpfen zu dürfen, ist deutschen Mannes höchstes Glück", widerspiegelt, hatte der Prinz in den Offizieren wie in den Mannschaften allezeit wachzuerhalten gestrebt. Nie ließ er sich je durch hochklingende Namen zu ungerechter Bevorzugung minder geeigneter Offizieranwärter verleiten.

Reinen Herzens und im Bewußtsein treu erfüllter Soldatenpflicht kehrte Prinz Leopold aus dem Weltkriege heim, um in seiner schlichten Münchener Behausung auszuruhen von den Mühseligkeiten und Enttäuschungen seines arbeitsreichen Lebens. Aber wie fand er die bayerische Hauptstadt bei seiner Rückkehr? Abenteuerlustige Schwärmer, verstiegene Ideologen, geborene Verbrecher hatten ein Schreckensregiment etabliert, das an die schlimmsten Zeiten der französischen Revolution gemahnte. Angesehene Männer und aristokratische Frauen wurden von den Kommunisten als Geiseln verhaftet und im Keller des Königlichen Luitpold-Gymnasiums eingesperrt.

Prinz Leopold war während seines langen Dienstlebens kaum je in die Öffentlichkeit getreten: die völlige Hingabe an seinen Beruf hatte ihn dermaßen an Truppenübungsplatz, Reitbahn, Kasernenhof und Schreibstube gebannt, daß er hierzu weder Zeit noch Gelegenheit fand. Dennoch hatte sich der Ruf seiner soldatischen Vergangenheit und seiner Verdienste um die Wehrkraft des Königreichs Bayern weit über die Grenzen seiner engeren Heimat hinaus verbreitet. Als er im Jahre 1890 eine Rundfahrt durch die fröhliche — späterhin so schwer heimgesuchte — Rheinpfalz unternahm, durfte er die Eindrücke der ihm dargebrachten Huldigungen in die Feststellung zusammenfassen: „Es ist fast unglaublich, mit welcher Freude und Herzlichkeit jedes nach der Pfalz kommende Mitglied unseres Hauses in diesem schönen Lande empfangen wird; es könnte kaum anders sein, wenn man nach einem glücklichen Feldzuge im Triumph zurückkehren würde" (Brief vom 4. Juli 1890 an die Prinzessin Therese). Und als der Prinz Anfang Juli 1910 den Prinzregenten bei der Hundertjahrfeier der Zugehörigkeit der Markgrafschaft Bayreuth zur Krone Bayern vertrat, stellten die Zeitungen fest, Prinz Leopold habe sich „durch die offene

Art seines Wesens, durch die schneidige und doch liebenswürdige Art, mit der er sich so natürlich zu geben wußte, die Herzen im Sturm erobert."

Daß der greise Prinz, der nie jemandem etwas zuleide getan und jedes Hervortreten auf politischem Gebiete aufs Strengste vermieden hatte, vier Wochen nach seiner Heimkehr aus 3½ jährigem, verantwortungsvollem Kriegsdienste in München seines Lebens nicht mehr sicher war und sich der Möglichkeit, von ruchlosen Banditen als Geisel verhaftet und meuchlings erschlagen zu werden, durch eine abenteuerliche Flucht entziehen mußte — klingt das nicht wie ein Märchen?

Und doch, es ist leider wahr.

Seine vorgeschrittenen Lebensjahre, sein weißes Haupt, seine fürstliche Abkunft, sein gütiges Herz, sein schlichtes Auftreten hätten in den Augen jener Verbrecher ebensowenig Gnade gefunden wie die politische Unbescholtenheit jener Gräfin von Westarp und jenes Prinzen von Thurn und Taxis, die unter den Kugeln gedungener Mörder ihre Seelen aushauchten.

Im Allgäu, in Tirol und im Salzkammergut suchte Prinz Leopold Schutz und Vergessen. Erst als sich die aufgeregten Wogen des politischen Lebens wieder glätteten, kehrte er wieder nach München zurück.

Wenn er später als friedlicher Bürger in den Straßen der bayerischen Hauptstadt einherwandelte, so begegnete ihm die Bevölkerung mit jener schweigenden Achtung, welche ein untadeliger Charakter und die Zugehörigkeit zu einer uralten Fürstenfamilie selbst dem verbissensten Revolutionär abnötigen. Dann fragte wohl einer den andern:

„Wer war der alte Herr?"

„Kennt Ihr ihn nicht? Prinz Leopold!"

„Eine gestürzte Größe —“
„Ein Gewaltpolitiker —“
„Ein Vertreter des alten Regimes —“
„— aber immer modern gesinnt —“
„Ein Militarist —!!“
„— ein ganzer Mann —“
„— ein wahrhaft edler Mensch.“

Ende.

Literatur.

Bender, Die Bayern im Kriege seit 1800. München 1911.

Bayer, Th. von, (Prinzessin Therese von Bayern), Auguste Ferdinande Prinzessin Luitpold von Bayern. Teschen und Wien 1912.

Bialowies in deutscher Verwaltung. Heft 2. Berlin 1917.

Bothmer, Graf von, Prinz Arnulf von Bayern. München 1909.

Fahrmbacher, Das Kgl. Bayerische 1. Schwere Reiterregiment. 2. Band. München 1900. 3. Band (von Pfetten-Arnbach und Fahrmbacher). München 1914.

Feldmann, Mit der Heeresgruppe Prinz Leopold von Bayern nach Weißrußland hinein. München 1916.

Forster, Prinz Ludwig von Bayern. München 1897.

Hedin, Sven, Nach Osten! Leipzig 1916.

Heigel, Ludwig I. Leipzig 1872.

Helms, Island und die Isländer. Leipzig 1869.

Hoffmann, Generalmajor, Die Offensive im Juli 1917. (Privatdruck Ober Ost.)

Illing, Geschichte des Kgl. Bayerischen Leibregiments. Berlin 1892.

Immanuel, Oberst, Sechzehn Monate Krieg. Berlin 1916.

Junk, Zum Durchbruch der Dünafront. In: „Militärzeitung" vom 3. Nov. 1917.

Komorowicz, Quer durch Island. Charlottenburg 1909.

Lauterbach, Der Große Krieg. Leipzig 1915.

Lindner, Der Krieg gegen Frankreich 1870/71. Berlin 1895.

Ludendorff, Meine Kriegserinnerungen 1914—18. Berlin 1919.

Lutz, Geschichte des Kgl. Bayerischen 3. Feldartillerieregiments. München 1891.

Morgenroth, Geschichte des Westfälischen Dragonerregiments Nr. 7. Berlin 1910.

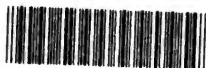
Ober Ost. Herausgegeben von der Pressestelle Ober Ost. 1916.

Otto, Generalmajor, Prinz Leopold als Heerführer. In: „Das Bayerland", 2. Aprilheft 1918.

Reidelbach, Prinzregent Luitpold. München 1897.

Steinberger, Ludwig II. Prien 1906.

Tageszeitungen aus den Jahren 1910 und 1915—18.


89099976060
B89099976060A






89099976060
b89099976060a